This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
S327st
v.1

A 731,923

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Studien.

I.

Ces sortes de tableaux de moeurs, quand ils sont exacts et authentiques, éclairent la physionomie d'un temps beaucoup mieux que les généralités les plus pompeuses.

De Loménie.

Studien

37091

von

Johannes Scherr.

Erſter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

DO
3275t
.1

Aspasia.

1.

Eines Tages spazierte Sokrates, der Erzschulmeister des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch sonstwo im schönen Athen, begleitet von seinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antisthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein gesprächsweise gehaltener Vortrag mochte sich um ästhetische Probleme gedreht haben. Wenigstens macht diese Voraussetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meister die Neuigkeit mittheilte, es befände sich dermalen eine Hetäre, Namens Theodote — zu deutsch „Gottesgabe" — in der Stadt, deren Schönheit zu schildern die Sprache zu schwach sei. [1])

Studien.

I.

Ces sortes de tableaux de moeurs, quand ils sont exacts et authentiques, éclairent la physionomie d'un temps beaucoup mieux que les généralités les plus pompeuses.

De Loménie.

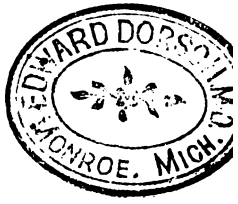
Studien

37091

von

Johannes Scherr.

Erſter Band.



Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

10
3275t
.1

Aspasia.

1.

Eines Tages spazierte Sokrates, der Erzschulmeister des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch sonstwo im schönen Athen, begleitet von seinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antisthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein gesprächsweise gehaltener Vortrag mochte sich um ästhetische Probleme gedreht haben. Wenigstens macht diese Voraussetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meister die Neuigkeit mittheilte, es befände sich dermalen eine Hetäre, Namens Theodote — zu deutsch „Gottesgabe" — in der Stadt, deren Schönheit zu schildern die Sprache zu schwach sei. [1])

Der Sohn des Sophroniskos und der Phänarete spitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogischen Stoff, an dem er jene redselige Bemutterung üben könnte, welche, sagt man, die arme Xanthippe eines Tages so zur Verzweiflung brachte, daß sie den Inhalt einer gewissen mißduftenden Vase dem ewigen Schulmeister auf die Glatze goß. Diese Frau ist ohne Zweifel besser gewesen als ihr von Schulfüchsen zurechtgemachter Ruf, und wenn sie einen Xenophon gefunden, der ihre „Memorabilien" aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht sogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme" zum Dank für seine redlichen Bemühungen, sie mittelst seiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphilistern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigstens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erscheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechischen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphilisterei, während ihm Platon in seinen Dialogen die Phantasiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigschwung der eigenen Seele geliehen hat.

„Ei — sagte der Weise — da müssen wir hingehen; denn was zu schildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man sehen, um sich davon eine Vorstellung zu bilden.“ Und sie gingen zur Behausung der Theodote, welche Behausung sie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgestattet fanden. Die Besitzerin dieser Herrlichkeiten stand gerade einem Maler Modell und verharrte, den sokratischen Besuchern zur Augenweide, unbefangen in dieser Stellung. Nachdem der Künstler für heute Pinsel und Palette weggelegt hatte, ging sofort das Schulmeistern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl *wir* der Theodote zu Dank verpflichtet, weil sie uns ihre Schönheit sehen ließ; oder aber ist *sie* es uns, weil wir ihre Reize in Augenschein genommen haben?“ Er bewies dann auf dem Wege dialektischer Hebammerei des Breiteren, daß die Verpflichtung auf Seiten der Hetäre sei, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunsch mit hinwegnähmen, wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe

Der Sohn des Sophroniskos und der Phänarete spitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogischen Stoff, an dem er jene redselige Bemutterung üben könnte, welche, sagt man, die arme Xanthippe eines Tages so zur Verzweiflung brachte, daß sie den Inhalt einer gewissen mißduftenden Vase dem ewigen Schulmeister auf die Glatze goß. Diese Frau ist ohne Zweifel besser gewesen als ihr von Schulfüchsen zurechtgemachter Ruf, und wenn *sie* einen Xenophon gefunden, der *ihre* „Memorabilien" aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht sogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme" zum Dank für seine redlichen Bemühungen, sie mittelst seiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphilistern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigstens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erscheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechischen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphilisterei, während ihm Platon in seinen Dialogen die Phantasiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigschwung der eigenen Seele geliehen hat.

„Ei — sagte der Weise — da müssen wir hingehen; denn was zu schildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man sehen, um sich davon eine Vorstellung zu bilden.“ Und sie gingen zur Behausung der Theodote, welche Behausung sie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgestattet fanden. Die Besitzerin dieser Herrlichkeiten stand gerade einem Maler Modell und verharrte, den sokratischen Besuchern zur Augenweide, unbefangen in dieser Stellung. Nachdem der Künstler für heute Pinsel und Palette weggelegt hatte, ging sofort das Schulmeistern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl wir der Theodote zu Dank verpflichtet, weil sie uns ihre Schönheit sehen ließ; oder aber ist sie es uns, weil wir ihre Reize in Augenschein genommen haben?“ Er bewies dann auf dem Wege dialektischer Hebammerei des Breiteren, daß die Verpflichtung auf Seiten der Hetäre sei, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunsch mit hinwegnähmen, wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe

dieſe Schlußfolgerung — wenn dem ſo iſt, bin ich euch in der That zu Danke verpflichtet.“

Die breitſpurige Katechiſation, welche der weiſe Mann hierauf der Hetäre zu Theil werden ließ und welche ſich um die Mittel drehte, Liebhaber anzulocken, gehört nicht hieher, wo überhaupt durch Erwähnung dieſes ſokratiſchen Abenteuers gleich zu Anfang nur ein draſtiſcher Wink gegeben werden wollte, daß es unpaſſend, an gewiſſe Seiten des antiken Lebens den Maßſtab der modernen Sitte und Sittlichkeit zu legen. Selbſt ein Sokrates konnte Angeſichts ſeiner Schüler ganz unbefangen mit einer Perſon wie Theodote verkehren. Man denke ſich aber unſern großen Immanuel Kant in das Boudoir einer zeitgenöſſiſchen „Gottesgabe“ von dieſer Sorte verſetzt, und der ungeheuere Gegenſatz von Antik und Modern, von Griechiſch und Deutſch wird ſofort in die Augen ſpringen.

2.

Die Rasse der halb- oder ganznärrischen Philologen und Antiquare, welche an der Sonne des Griechenthums schlechterdings keine Flecken wahrnehmen wollten, ist allmälig ausgestorben. Diese Bombalobombare [2]), deren Verstand nirgends saß, wenn nicht in ihrem Sitzfleische, haben über eines der schwerwiegendsten, wirkungsreichsten Momente und Motive in der Kulturbewegung der Menschheit, über die Stellung der Frauen, was Griechenland betrifft, entweder ganz hinweggesehen oder aber geleugnet, daß die fraulichen Verhältnisse in der griechischen Welt unwürdige gewesen seien. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Unwürdigkeit dieser Verhältnisse zum frühzeitigen Verderben und vorzeitigen Verfall des Hellenismus als eine Hauptursache mitgewirkt hat.

Die Geschichte der griechischen Gesellschaft zeigt in dieser Beziehung höchst merkwürdiger Weise einen entschiedenen Rückschritt auf, einen Rückschritt vom

Edleren und Beſſeren zum Gemeineren und Schlechteren. Denn im heroiſchen Zeitalter, wie es in den homeriſchen Geſängen ſeine ſoziale Abſpiegelung gefunden hat, war die Stellung des Weibes ganz unbeſtreitbar eine höhere und würdigere als zur hiſtoriſchen Zeit. Wie charakteriſtiſch ſchon die keuſche Anmuth, womit Homer von den erotiſchen Genüſſen redet — er nennt ſie ſchamhaft die „Werke der goldenen Aphrodite“ — während die ſpäteren griechiſchen Dichter, Komöden, Idylliker, Humoriſten und Novelliſten geſchlechtliche Dinge bekanntlich mit ſuperlativiſch-zügelloſer Zotenreißerei behandeln, nicht etwa nur, wie man häufig hat behaupten wollen, in „unbefangener Natürlichkeit“, ſondern deutlich genug in raffinirter Abſichtlichkeit. Beim Homer findet ſich auch die holdeſte weibliche Geſtalt, welche die helleniſche Poeſie überhaupt geſchaffen hat: die phäakiſche Prinzeſſin Nauſikaa, der nur noch die Antigone des Sophokles zur Seite zu ſtellen iſt. Nicht, was mädchenhafte Friſche und Holdſeligkeit betrifft, ſondern deshalb, weil in der ſophokleiſchen Schöpfung die griechiſche Weiblichkeit ihren höchſten ethi-

schen Ausdruck gefunden hat. Das schöne Wort der Tochter des Oedipos: —

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ [3])

ist unbedingt die edelste Offenbarung hellenischer Fraulichkeit. Sie fand aber ein würdiges Seitenstück auf geschichtlichem Boden. Denn als nach dem Fehlschlag des gegen Sizilien gerichteten Unternehmens die Athener mittelst Volksbeschlusses den Alkibiades vorgeblich wegen Gotteslästerung („Asebie“) — die „Religionsgefahr“, welche ein so beliebtes Hausmittel des modernen Despotismus ist, wurde auch schon von der attischen Demokratie häufig und gern angewandt — zum Tode verurtheilt hatten, ließen sie den klüglicher Weise Abwesenden noch obendrein durch sämmtliche Priester und Priesterinnen der Stadt verfluchen. Aber Theano, die Tochter des Menon von Agraulos, weigerte sich, diesen frommen Befehl zu vollziehen, indem sie das beste Wort sprach, welches, seit die Welt steht, aus priesterlichem Munde gekommen ist: — „Ich bin Priesterin geworden, zu segnen, nicht aber, zu fluchen!“ [4])

Zur heroiſchen Zeit war in Hellas das Weib dem Mann ganz entſchieden viel mehr als in der hiſtoriſchen. Dafür zeugt, daß in der Welt Homers der ſpäter unter den Griechen graſſirende Gräuel Sodom's ganz unbekannt geweſen. Dieſe Affenſchande der „Knabenliebe“, welche eine Affenſchande bleibt, mag Bombalobombar ſich noch ſo ſehr bemühen, ſokratiſirend oder platoniſirend darum herumzunebeln, hat das ſpätere Hellenenthum geradezu verpeſtet. Von der Höherſtellung der Frauen in früherer Zeit gibt ſodann weiter Zeugniß, daß bei Homer der Freiwerber ſeine Erwählte durch Entrichtung von Geſchenken dem Vater gleichſam abkaufte, während ſpäter umgekehrt die Väter ihre Töchter, um ſie an den Mann zu bringen, möglichſt reich ausſtatten mußten. Freilich, auch in jener Vorzeit krankte die griechiſche Ehe an einem freſſenden Krebsſchaden, an der Kebſenwirthſchaft, welche mit Nothwendigkeit aus dem Inſtitut der Sklaverei hervorging. Es muthet uns doch ganz eigen an oder vielmehr es ſtößt uns widerwärtig ab, wenn wir beim Euripides die Andromache ſagen hören: —

„O, theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es
Mit heiterm Sinn, wenn Kypris dich verleitete,
Und deiner Kebſen Kindern hab' ich oft die Bruſt
Gereicht, dir zu erſparen jed' Gefühl von Bitterkeit". 5)

Gewiß ſind dieſe Worte aus einer Frauenſeele voll inniger Liebe und zarteſter Rückſichtsnahme gequollen; aber daß ſie trotzdem dem ſittlichen Gedanken der Ehe ſchnurſtracks widerſprechen, bedarf keines Nachweiſes. Eine Lebensgefährtin und die „andere Hälfte" des Mannes, eine Hausfrau in unſerem Sinne, war die griechiſche „Oikodeſpoina", die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin, auch zur homeriſchen Zeit keineswegs. Die Frauen hatten auch damals zu den Männern hinaufzublicken, als zu Weſen höherer Art. Was mußten ſich die Gattinnen von den Gatten, die Mütter von den Söhnen ſagen und gefallen laſſen! Man ſehe beiſpielshalber nur, wie der Prinz von Ithaka mit ſeiner Mutter Penelopeia umſpringt. Auf eine ganz verſtändige, im Männerſaal von ihr gemachte Bemerkung hin kanzelt der „beſonnene Jüngling" Telemachos die Mutter alſo ab: —

„Du doch geh' ins Weibergemach, zu besorgen deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und den dienenden Weibern gebiete,
Frisch ihre Arbeit zu thun. Das Wort gebührt nur den Männern,
Allen und mir zumeist, weil mein im Hause die Macht ist" [6].

Penelopeia gehorcht auf der Stelle und findet das barsche Wort ihres Sohnes noch dazu „sinnig". Hier haben wir also ganz die orientalisch-rohe, ja brutale Redeweise der Männer gegenüber den Frauen, welche auch in dem christlichen Mythenkreis eingehalten ist. Beim „sanften" Johannes fährt Jesus seine Mutter, welche ihm einfach die Thatsache mittheilt, daß den Hochzeitsgästen zu Kana der Wein ausgegangen sei, mit den Worten an: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" und im Bereiche der christlichen Moral hat der Apostel Paulus den Befehl ausgehen lassen: „Das Weib schweige in der Gesellschaft!" — ein Befehl, welcher den ohnehin schon sattsam zahlreichen Unmöglichkeiten des Christenthums noch eine weitere hinzufügte. Im Uebrigen steht die Art und Weise, wie im home-

riſchen Zeitalter von und mit den Frauen geſprochen wurde, immerhin thurmhoch über der koloſſalen Schamloſigkeit und Wegwerfung, womit dies ſpäter geſchah. Vor Alters hatte ſelbſt der Hypochonder Heſiod anerkannt —

„Daß nichts Beſſeres wahrlich vermag ſich der Mann zu erwerben
Als ein tugendlich Weib“ . . .

jetzt aber ſchrieb der Tragiker Euripides eine ganze Reihe von Stücken wie eigens zu dem Zwecke, die Weiber ſchlechtzumachen, und ſchütteten die Komiker einen Wolkenbruch von Schimpf und Zoten über ſie aus. Menander, welcher doch gewiß kein Griesgram geweſen, gab geradezu den Rath: —

„Heirate nicht, willſt leben du beſchwerdelos!“

welche Grobheit freilich ſchon zum Voraus beim Ariſtophanes witzig abgetrumpft worden war, indem die Chorführerin der „Thesmophoriazuſen“ die neckiſchen Anapäſte flattern ließ: —

„Wenn ein Uebel wir ſind, was freit ihr uns denn? Warum, ſo wir wirklich ein Uebel?“ 7)

Man hat mit Recht bemerkt, daß ſich aus den griechiſchen Dichtern gerade ſo viele Zeugniſſe für

wie wider die Frauen sammeln ließen. Aber das ist nichts Entscheidendes; denn solche sich gegenseitig aufhebende Blumenlesen bieten so ziemlich alle Literaturen. Entscheidend dagegen für die sehr untergeordnete Stellung der griechischen Frauen zur historischen Zeit sind Thatsachen, welche selbst der gewandteste Kommentator nicht eskamotiren kann. Von den Spartanerinnen reden wir gar nicht, weil Sparta in Hellas überhaupt niemals die Kultur, sondern stets nur die Barbarei repräsentirt hat, so daß man sich höchlich verwundern müßte, wie die dumme Bewunderung dieser Barbarei jahrhundertelang auf den Schulbänken Platz behalten konnte, wüßte man nicht, daß daselbst auch anderer Nonsens in Hülle und Fülle jahrhundertelang Platz behielt und behält. Schon die lykurgisch-brutale Vorschrift, daß in Sparta die Jungfrauen, gerade wie die Jünglinge, bei festlichen Aufzügen nackt erscheinen, singen, springen und ringen sollten, empört jedes gebildete Gefühl. Die spartanische Frau war rein nur ein Kinderzeugungsinstrument, das eheliche Verhältniß geradezu bestialisch; denn die Bestimmungen

Lykurgs machten die Ehe zu einer rationell betriebenen Stuterei [8]).

Aber auch bei den jonischen Griechen, ja selbst im hochgebildeten Athen war das eheliche Verhältniß dem Wesen nach nicht viel anders und besser, obzwar die Formen feinere gewesen sind. Selbst die genialsten Denker von Hellas sahen in dem Weib ein dem Manne unendlich weit nachstehendes Geschöpf, dessen unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen ganz naturgemäß, nothwendig und gerecht sei. So der große Idealist Platon, wie der große Realist Aristoteles. Jener dachte sogar vom Weibe ganz entschieden geringer als dieser; denn das platonische Frauenideal verstieg sich kaum über das Aschenbrödelthum, indem er die Vollkommenheit („Arete") einer Gattin mit der eines treuen und anstelligen Sklaven auf die gleiche Linie stellte. Die aristotelische Ansicht über die Ehe und folglich auch über die Frauen war eine viel würdigere, war überhaupt die edelste, zu welcher der Hellenismus es gebracht. „Die Gemeinschaft der anderen Thiere — hat der Stageirit gesagt — hat nur die Fort-

pflanzung zum Zwecke; die Menschen dagegen leben mitsammen nicht allein der Erzeugung von Kindern, sondern auch anderer Verhältnisse wegen. Die Aufgaben von Mann und Weib sind verschieden; sie fördern aber einander gegenseitig, indem Jedes das ihm Eigenthümliche zu einem Gemeinsamen macht, und darum ist in einer solchen Verbindung dem Nützlichen das Angenehme zugesellt" [9]). Hier wäre das Bild einer Ehe gezeichnet, wie sie einem civilisirten Volke zu- und ansteht. Schade nur, daß es solche Ehen in der griechischen Wirklichkeit gar nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise gegeben hat.

Nicht die Frauen trugen die Schuld. Gesetz und Sitte verhinderten dieselben, irgendwelche soziale Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Sie waren all ihr Lebenlang rechtlich unmündig und wie hätten sie auch mündig werden können? Ihre Erziehung war elend, ihre Geistesbildung gleich Null, hauptsächlich in Folge der strengen Ausschließung ehrbarer Mädchen und Frauen aus den Gesellschaften der Männer. Das Leben im griechischen, von den übrigen Räumen des Hauses möglichst

abgesonderten Weibergemach („Gynäkonitis") hatte mit dem in morgenländischen Haremen bräuchlichen die bedenklichste Aehnlichkeit. Die Mädchen waren bis zu ihrer Verheiratung vollständig ab- und eingesperrt. Die Heiraten aber wurden von den Vätern der zu Vermählenden in ganz geschäftsmäßig-prosaischer Weise zurechtgemacht und in der Regel erblickte der Bräutigam das Antlitz seiner Braut erst in der Hochzeitskammer zum ersten Mal unverschleiert. Die Neuvermählte ihrerseits hatte nur die Gynäkonitis des elterlichen Hauses mit der im Hause des Gatten vertauscht und innerhalb dieses Raumes verfloß fortan ihr Dasein, in dessen Einförmigkeit die Betheiligung an religiösen Feierlichkeiten nur eine spärliche Abwechselung brachte. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dann und wann die engen, geisttödtenden Schranken dieser Lebensführung auch von ehrbaren Frauen durchbrochen wurden; aber wo es geschah, blieb die derbe Zurückweisung gewiß nicht aus. Als z. B. im Spätherbst von 431 v. Chr. die Schwester des großen Kimon, Elpenike, sich herausnahm, den Perikles, als er im Kerameikos

von der Rednerbühne herabstieg, wo er die schönste aller jemals gehörten Grabreden gehalten hatte, scheltend anzutreten, bedachte sich das Muster eines attischen Gentleman keinen Augenblick, das „versalbte alte Weib“ mit einem herben Citat aus Archilochos abzufertigen [10]).

3.

Und doch gab es in Hellas „emanzipirte“ Frauenzimmer in Menge, Frauenzimmer, welche die „Emanzipation“ ihres Geschlechtes auf die äußerste Spitze trieben und, über die Schranken der Sitte und Sittlichkeit lachend hinwegspringend, die freche Botschaft von der Freiheit des Fleisches zu orgiastischer Wirklichkeit machten. Diese außerhalb des Kreises der ehrbaren Mädchen- und Frauenwelt stehenden Damen repräsentirten in der griechischen „Gesellschaft“ das weibliche Geschlecht, — eine Thatsache, die schlagend darthut, daß der hellenische Sitten- und Sittlichkeitsbegriff ein wesentlich von

dem modernen verschiedener gewesen ist. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die moderne „Gesellschaft", in Wahrheit und Wirklichkeit und alle christlichen Katechismus- und Kanzelphrasen bei Seite gelassen, nicht eben viel Ursache hat, mit sittlicher Entrüstung auf die antike herabzusehen. Es mag gar nicht in Anschlag gebracht werden, daß unter „Leuten von Welt" heute wie im Alterthum der Maßstab der Duldung oder Verachtung, womit Buhlweiber gemessen werden, sich gar sehr nach dem Stand und Rang derselben regulirt. Aber daß die Sünderin Athen in den namenlosen Raffinirtheiten der Ausschweifungskünste im Vergleich mit den Sünderinnen London, Paris, Venedig, Neapel, New-York, Berlin und Wien, fast nur noch eine Stümperin war, wird kaum zu bestreiten sein. Allerdings, die christliche Heuchelkunst hat gelernt, selbst um Abscheulichstes her einen anständigen Schleier oder gar „Lustre" zu breiten, während die heidnische Fleischeslust offen einhertrat.

Wie Jedermann weiß, ist in den Griechen das sinnliche Element so mächtig gewesen, daß selbst ein

hochidealischer Platon es für schlechthin unmöglich erklärt hat, den Verkehr von Mann und Weib auf die Ehe einzuschränken [11]). In Athen war die Prostitution eine Staatseinrichtung, welche auf den großen Gesetzgeber Solon, einen der „Sieben Weisen Griechenlands", als auf ihren Urheber zurückgeführt wurde [12]). Wenn der attische Komöde Philemon dieses Institut ein „volksthümliches und heilbringendes" nannte [13]), so war das keineswegs ironisch gemeint; denn wir wissen, daß in Hellas die Prostitution nicht allein eine polizeiliche, sondern auch — in vollem Ernste gesagt — eine religiöse, eine gottesdienstliche Veranstaltung gewesen ist. Das klingt freilich seltsam in modernen Ohren, ist aber trotzdem eine gar nicht anzuzweifelnde Thatsache, welche sich leicht daraus erklärt, daß die alten Religionen wesentlich Naturreligionen waren.

Der babylonisch-syrische Mylitta-Aschera-Kult, der Dienst der großen Naturgöttin, fand seine verblaßte Abschattung in dem griechischen Dienst der Venus Allgemein oder Venus Buhlin [14]). Seine verblaßte Abschattung, weil in Hellas an die

Stelle des in Asien von sämmtlichen Mädchen und Frauen der großen Göttin dargebrachten Keuschheitsopfers [15]) die Preisgebung der „Hierodulen“ getreten war, welche bei jedem Tempel der Liebesgöttin gehalten wurden. Daß die Stellung dieser Tempelsklavinnen durchaus nicht für entehrend galt — wenigstens noch am Eingang des 5. Jahrhunderts vor Christus nicht — dafür zeugt, daß der hochernste Pindaros, der Erhabene, es nicht verschmäht hat, in einem anmuthigen Skolion den Hierodulen von Korinth seine Huldigung darzubringen und dieselben anzureden als die „gastlich heiteren Mädchen, welche, des Dienstes der Aphrodite waltend, aufwärts streben im Gemüth zur ewigen Mutter der Liebe.“

Von der Göttin, welcher dieser Kult gestiftet war, von der Aphrodite Hetära, hießen die Venuspriesterinnen im weitesten Sinne des Wortes „Hetären“. Man kann Hetäre übersetzen mit Freundin oder Buhlin — (und zwar das letztere Wort in dem unschuldigeren Sinne genommen, welchen es noch im 16. Jahrhundert hatte) — man darf aber,

ohne ſich einer Unbilligkeit ſchuldig zu machen, Hetäre auch kecklich mit einem zwar weniger klaſſiſch, jedoch nicht weniger voll klingenden und noch dazu ebenfalls mit einem Hauchlaute beginnenden Worte verdeutſchen . . . Unter den profanen Buhlinnen nun waren die gemeineren die „Pornä", welche, weitaus der Mehrzahl nach Sklavinnen, in den Anſtalten gehalten wurden, die im Mittelalter „Frauenhäuſer", in Griechenland aber „Porneia" hießen, zu unterſcheiden von den — falls das Wort geſtattet iſt — anſtändigeren, welche, Freie von Geburt oder Freigelaſſene, auf eigene Hand mit ihren Reizen und Fertigkeiten wucherten. Auch das ſingende, klingende und ſpringende Laſter, d. h. die Zitherſpielerinnen (Kitharistriä), die Flötenbläſerinnen (Auletrides) und die Tänzerinnen (Orcheſtrides), waren in dieſer Klaſſe inbegriffen, deren Mitglieder vorzugsweiſe „Hetärä" genannt wurden [16]). Von der Anſchauungs- und Denkweiſe, von dem Thun und Treiben in dieſen Kreiſen geben eine belebteſte Vorſtellung die „Hetären-Geſpräche", welche Lukianos geſchrieben hat, der geiſtvolle Humoriſt, der

treffliche Sittenmaler der ſpäteren griechiſchen Welt. Häufig führt er uns in dieſen Dialogen Mütter vor, welche ihre Töchter zur Preisgebung ermuntern und abrichten, und wir erfahren von ihm auch, daß in den meiſten Fällen Armuth und Verlaſſenheit die unglücklichen Geſchöpfe ins Verderben trieb. Tout comme chez nous. Die Sittengeſchichte ſpielt ſich mit derſelben Eintönigkeit im Ganzen und mit derſelben unendlichen Mannigfaltigkeit im Einzelnen ab, wie die Naturgeſchichte, und es dürfte eine Zeit kommen, wo die Geſchichtswiſſenſchaft dahin gelangt ſein wird, von der Warte höherer Erkenntniß herab die Einheit der Grundgeſetze der Natur und der Geſchichte, welche wir bislang nur zu ahnen vermögen, klar aufzeigen zu können. Bisherige Findungsverſuche dieſer Einheit ſind freilich nicht eben glücklich ausgefallen, weil ſie in ihren Berechnungen zwei mitſammen eine ungeheuere Summe von Kräften darſtellende Ziffern überſehen haben: die menſchliche Narrheit und die menſchliche Leidenſchaftlichkeit.

4.

Aus den Reihen der freien Buhlkünstlerinnen sind die „berühmten" Hetären hervorgegangen, Damen, welche in ihrer Erscheinung und in ihren Geschicken die Quintessenz der Hetärie darstellten. Etliche derselben haben es schließlich dazu gebracht, die Gemahlinnen von Königen zu werden; andere dazu, daß ihnen auf öffentliche Kosten Ehrensäulen aufgerichtet wurden. Um das Letztere weniger befremdend zu finden, ist es nöthig, sich zu erinnern, daß die Griechen vom jonischen Stamme so zu sagen ein Volk von Künstlern gewesen sind, in der guten und schlimmen Bedeutung des Wortes. Die griechische Religion war ein Kultus der schönen Form. Sie statuirte die Verehrung alles vollendet Schönen. Die Schönheit war heilig und anbetungswürdig, weil sie die Erscheinungsform der Idee des Göttlichen. Es war — so absonderlich, ja blasphemisch das dem christlichen Mysticismus vorkommen mag und muß — nicht eine Szene der Schamlosigkeit, sondern ein religiöser Akt, als das wandelnde Schönheitswunder, die Hetäre Phryne, eines sonnenhellen Tages

beim Poseidonsfest zu Eleusis Angesichts des am Meeresufer versammelten Volkes sich entkleidete, ihre gelöst'en Haare auf Schultern und Hüften niederrollen ließ und zum Baden in die Flut stieg. Fromme unserer Tage mögen sich darob entsetzen, aber es ist doch so: beim Anblick der badenden Phryne, welche den schönheitsdurstigen Augen der Griechen die Erscheinung der Aphrodite Anadyomene gewährte, hat gewiß viele der Wallfahrer, die zum Poseidonsfest nach Eleusis gekommen, ein nicht weniger inniges Gefühl der Andacht überschauert, als christliche Pilger und Pilgerinnen empfinden, wenn sie nach mühseliger Wallfahrt endlich vor dem Altar stehen, aus dessen Glasschrank ihnen der Todtenkopf irgendeines hochverehrten „heiligen Leibes" entgegengrinst. Wie die Sage will, hat die Schönheit der Phryne zu den Aphroditebildern des Malers Apelles und des Bildhauers Prariteles die Inspiration sowohl als das Muster geliehen. Auch haben die Griechen der Hetäre für ihre Reize vollwichtigen Dank gezollt. Zu Thespiä, ihrer Vaterstadt, ward ihre von Prariteles geschaffene Portraitstatue aufgestellt;

zu Delphi, dem heiligſten Orte Griechenlands, ward ihr gar auf einem Piedeſtal von penteliſchem Marmor eine goldene Statue errichtet [17]). Philoſophiſche Murrköpfe von der Sekte der Kyniker haben ſich allerdings über dieſe Dankbezeugungen nicht wenig ſkandaliſirt.

Aber wie dachten ſich denn die Hellenen ein muſterſchönes Weib? Wir erhaſchen davon eine flüchtige Vorſtellung in einem Fragment der ſittengeſchichtlich wichtigen „Hetären-Briefe“ des Alkiphron, welcher Schilderer freilich erſt zu Anfang des 3. Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung geſchrieben hat. Alkiphron nämlich preiſ't an der jüngeren (?) Lais, welche der große Maler Apelles zur Buhlkunſt erzogen haben ſoll, „die weder zu magere noch zu üppige, ſondern geſundſaftig-ſchlanke Wohlgeſtalt; die von Natur gekräuſelten, blonden, weich und voll auf die Schultern herabfließenden Haare; die ſchön gerundeten Augen, deren tiefſchwarze Sterne im reinſten Weiß ſchwammen“ — und ein Nachtreter Alkiphron's, Ariſtänetus, weiß zur Ergänzung noch zu ſprechen von einer „Bruſt, welche,

kydoniſchen Aepfeln gleich, im Schwellen das Buſenband ſprengte und den Malern zum Modell für Helena-Büſten diente." Einer Ueberlieferung zufolge war dieſe jüngere Lais — (oder aber die ſogenannte ältere korinthiſche ?) — eine Tochter der Timandra, welche als letzte Geliebte des Alkibiades dieſem helleniſchen Muſter-Roué bis über den Tod hinaus eine rührende Treue bewahrte. Als der genialſte, glänzendſte und leichtfertigſte Athener in dem phrygiſchen Dorfe, wo er zuletzt mit der Timandra im Exil gelebt hatte, den perſiſchen Meuchelmördern, welche der unverſöhnliche Haß der Spartaner auf ihn gehetzt, erlegen war, bis zuletzt eine elegante Heldenfigur, da ſpendete die Hetäre dem Todten die letzten Liebesdienſte. Sie wuſch und ſalbte den Leichnam, hüllte denſelben in ihr eigenes beſtes Gewand und beſtattete ihn „mit liebevollem Eifer" ſo feierlich, wie es die Umſtände nur immer erlaubten [18]).

Als die älteſte der berufenen emanzipirten Schönen von Hellas dürfte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. namhaft zu machen ſein die Rhodopis, von Geburt eine Thrakierin, welche von ihrem Herrn, dem Sa-

mier Xanthos, als Buhlsklavin nach Aegypten gebracht, hier aber von Chararos aus Mitylene, dem Bruder der Dichterin Sappho, freigekauft wurde und große Reichthümer erwarb, da sie, wie der alte Herodot meldet, „voll Liebreiz war.“

Der Boden aber, worauf die berühmtesten Hetären gediehen, war Athen, die schöne „Stadt der Veilchen“, von wo ja überhaupt der höchste Glanz und feinste Duft des Hellenismus ausgegangen ist. Hier hatte die Hetäre Leäna ein Ehrendenkmal in Gestalt einer ehernen Löwin, weil sie, welche die Geliebte des Aristogeiton, des Verschwörers gegen die Tyrannis der Peisistratiden, gewesen, von dem Hippias zu Tode gemartert worden war. Hier „blüheten“ die aus Sizilien (?) stammende Lais, sowie die um ihrer pikanten Drolligkeit willen gesuchte Myrrhina aus Samos und die bereits erwähnte, der ganzen Zunft für alle Zeit den Charakternamen leihende Phryne aus Thespiä, mit welcher, als sie, der Ketzerei angeklagt, vor dem Schwurgerichte stand, ihr Advokat Hyperides die allbekannte wirksame Busenschleierlüftungsszene auf-

geführt hat. Hier auch hörte die Hetäre Lastheneia aus Arkadien die Vorträge Platons und die Leontion die Unterweisungen Epikurs, dessen Lehre sie in einer polemischen Abhandlung voll Geist und logischer Schärfe vertheidigt haben soll. Spätere Hetären von Ruf waren geborene Athenerinnen. So Thais, die Maitresse Alexanders des Großen, und Lamia, die Maitresse des Demetrios Poliorketes.

An den Namen der Thais knüpft sich, falls dem Plutarch zu glauben ist, eine vielbeschriebene und vielbesungene Episode des thatsächlichen Heldengedichts der Laufbahn des Makedoniers, so recht ein flammendes Stück Romantik mitten im antiken Dasein. Es war eine schwüle Schwelgenacht, als Alexander unter dem goldenen Baldachin des Prachtthrons der Achämeniden zu Persepolis einer Orgie seiner Vertrauten vorsaß. Des Weines luftige Geister waren entfesselt und rumorten gewaltig. Auch unter der Schädeldecke der Thais; denn die geleerte Goldschale niedersetzend rief sie mit hochglühenden Wangen und funkelnden Augen in das Getöse des Bakchanals hinein und zu ihrem König-

lichen Liebhaber empor die geflügelten Worte: „Viel fürwahr hab' ich ausgestanden auf dieser langen Fahrt durch Asien. Doch für Alles entschädigt mich, daß ich heute mitschwelgen darf in Persia's stolzer Königsburg. Freilich, größere Wonne noch wär' es mir, nach diesem Gelage die Brandfackel zu schleudern in den Palast des Xerxes, welcher dereinst meine geliebte Vaterstadt Athen verbrannt hat, zur Rache für Athen, zur Rache für Hellas!" Auftaumelt der trunkene Held, daß ihm der Kranz von Rosen und Eppich vom Haupt auf die Schulter gleitet, und auftaumelt die ganze berauschte Tafelrunde. Die tollschöne Buhlerin drückt dem König die brennende Fackel in die Hand. Er stürmt hinaus, Alle ihm nach, brennende Fackeln schwingend, und unter wildem Gejauchze wirft er und werfen sie Alle die Glut in das Cederngebälke der Galerien des Schlosses, an dessen Erbauung und Ausschmückung die persischen Großkönige die Schätze Asiens verschwendet hatten [19]).

5.

„Perikles, des Xanthippos Sohn, zu seiner Zeit der Erste unter den Athenern, ein Mann, ebenso redemächtig wie thatengewaltig“ [20]). Also hat Thukydides in seiner mit ehernem Griffel auf Granit schreibenden Weise den herrlichen Demagogen bündig gekennzeichnet. Der große Bürger, dessen Mission es war, die attische Demokratie zu ihrer Sonnenhöhe emporzuführen, stammte bekanntlich aus einem der edelsten Geschlechter seiner Vaterstadt. Seine Mutter Agariste, eine Enkelin des Kleisthenes, welcher die Tyrannis der Peisistratiden gebrochen hatte, träumte, als sie schwanger ging, sie würde einen Löwen gebären, und wenige Tage darauf gebar sie den Perikles [21]). Einen rechten Mannlöwen also, welcher das Griechenthum vollendete, indem er in seiner Persönlichkeit das hellenische Menschenideal verwirklichte.

Das hellenische, wohlverstanden! Denn selbst ein vollkommener Grieche blieb immer Grieche oder vielmehr Athener, Thebaner, Spartaner. Zur

Erfassung der Idee der Menschheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat der Hellenismus niemals sich erhoben. Nur in des makedonischen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsstral von der universalen Tendenz des Menschengeschlechtes auf, zu verwirklichen mittelst Ausgießung des hellenischen Geistes über alle Welt. Aber in der makedonischen Epoche war das echte Griechenthum schon im Welken. Als es in seinem Vollsaft und in seiner Hochblüthe stand, also in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geschweige einen universalen Charakter, sondern ganz wesentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, sein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierministers von Flachsenfingen oder eines Bürgermeisters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhschnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus ist weit genug gewesen, daß innerhalb seiner Schranken der perikleische Genius die demo-

kratiſche Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmoniſch-ſchönen Bau zu geſtalten vermochte, in deſſen Hallen die Athener als ein empfängliches und ſtrebſames Künſtlervolk des heiteren Daſeins ſich erfreuen ſollten. Von Dauer allerdings konnte dieſer Bau nicht ſein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menſchen allzeit nicht lange ertragen; aber mit Dummem, Häßlichem und Schlechtem ſchleppen ſie ſich geduldig Jahrhunderte und Jahrtauſende lang. Darum heißt groß denken, begeiſtert fühlen, die Wahrheit ſuchen und ſagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht haſſen unglücklich ſein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, ſo oder anders angeſtrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes“ trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maaß der „aurea mediocritas“ wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunſt lernt, mittelſt Biegſam- und Beugſamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm ſich niederzuducken. Jede Ausnahme iſt eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrſcht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut we-

Erfassung der Idee der Menschheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat der Hellenismus niemals sich erhoben. Nur in des makedonischen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsstral von der universalen Tendenz des Menschengeschlechtes auf, zu verwirklichen mittelst Ausgießung des hellenischen Geistes über alle Welt. Aber in der makedonischen Epoche war das echte Griechenthum schon im Welken. Als es in seinem Vollsaft und in seiner Hochblüthe stand, also in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geschweige einen universalen Charakter, sondern ganz wesentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, sein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierministers von Flachsenfingen oder eines Bürgermeisters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhschnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus ist weit genug gewesen, daß innerhalb seiner Schranken der perikleische Genius die demo-

kratiſche Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmoniſch-ſchönen Bau zu geſtalten vermochte, in deſſen Hallen die Athener als ein empfängliches und ſtrebſames Künſtlervolk des heiteren Daſeins ſich erfreuen ſollten. Von Dauer allerdings konnte dieſer Bau nicht ſein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menſchen allzeit nicht lange ertragen; aber mit Dummem, Häßlichem und Schlechtem ſchleppen ſie ſich geduldig Jahrhunderte und Jahrtauſende lang. Darum heißt groß denken, begeiſtert fühlen, die Wahrheit ſuchen und ſagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht haſſen unglücklich ſein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, ſo oder anders angeſtrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes" trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maaß der „aurea mediocritas" wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunſt lernt, mittelſt Biegſam- und Beugſamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm ſich niederzuducken. Jede Ausnahme iſt eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrſcht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut we-

nigstens gewöhnlich! lautet der erste und — einzige Grundsatz, welchen Väter, denen das „gute Fortkommen“ ihrer Söhne und Töchter am Herzen liegt, denselben einprägen sollen . . .

Perikles war kein glücklicher Mann und konnte kein solcher sein. Denn er war groß und sein edler Stolz verschmähte es, das drückende Gefühl seiner Größe aus neidischen Pöbelseelen fortzuschmeicheln. Der unvergleichliche Volksführer, dessen vorschauende Genialität erst nach seinem Tode recht erkannt wurde [22]), ist weit entfernt gewesen, ein Volkshöfling zu sein. Thukydides, sein Zeitgenosse, welcher bekanntlich kein Demokrat war, hat diese Tugend dem Meister der Demokratie ausdrücklich zuerkannt. Er nennt den Perikles „mächtig durch Weisheit und Charakterwürde, ganz unzweifelhaft aller Bestechlichkeit unzugänglich, mit Freimuth die Menge in Schranken haltend, nicht vom Volke geleitet, sondern dasselbe leitend, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend.“ Der Historiker rundet dann das Charakterbild, welches er von dem größten Bürger und Staatsmann Athens

entwirft, mit den Worten ab: „Also hatte dem Namen nach eine Volksherrschaft statt, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes.“ So war es und so wird es immer sein. Eine rousseau'sche Demokratie existirt bloß in Büchern. Das Unglück ist nur, daß „erste“ Männer von perikleischem Metall seltenste Naturwunder sind.

Der große Athener war nicht glücklich in seinen vier Pfählen, falls dieser deutsch-schneckenhäusliche Begriff überhaupt auf einen Hellenen von damals Anwendung finden kann. Dem Manne, welcher von der Rednerbühne der Pnyx herab mit dem souverainen Herrscherstab seines Wortes die Wogen der Demokratie schwellen machte oder sänftigte, dem Politiker, welchem Platon, der sonst nicht eben sein Freund war, eine „majestätische Intelligenz“ zuschreibt, dem Admiral und General, welcher die attischen Flotten und Heere siegreich befehligte, dem Patrioten mit der Künstlerseele, welcher seiner geliebten Veilchenstadt das Prachtgewand edelster Kunstschöpfungen anthat, ihm war nicht gelungen, was der deutsche Dichter den „großen Wurf“ des

Daſeins genannt hat. Allerdings, im griechiſchen Sinne war die Ehe das nicht; allein reinmenſchlichen Verhältniſſen wohnt eine Macht inne, welche über Geſetz, Brauch und Gewohnheit weit hinwegreicht und immer wieder Geltung ſich verſchafft.

Perikles hatte als junger Mann eine jener Konvenienzehen eingegangen, wie ſie unter den beſitzenden und gebildeten Klaſſen ſeiner Vaterſtadt üblich waren. Seine Gattin war eine nahe Verwandte von ihm und entweder die Wittwe oder die geſchiedene Frau eines gewiſſen Hipponikos. Sie gebar dem ſpäteren Lenker des attiſchen Staats zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Beide haben ihrem Vater großen Kummer gemacht: der ältere, welcher ein Verſchwender und Wüſtling war, durch ſein Leben; der jüngere, geliebtere, durch ſeinen Tod. Das Verhältniß der beiden Gatten ſcheint in keiner Weiſe über die Richtſchnur kalter Konvenienz hinausgegangen zu ſein. Froſtig hatten ſie ſich zuſammengethan, froſtig trennten ſie ſich, als, wie unſere Quelle charakteriſtiſch ſich ausdrückt, ihr Zuſammenleben nicht mehr „behaglich“ war [23]). Geſetzliche

Ehescheidungen machten sich im damaligen Athen kaum weniger leicht als zur Direktorialzeit in Paris und die von Perikles Geschiedene — ihr Name wird uns nicht genannt — nahm sofort wieder einen anderen Mann oder wurde vielmehr, genauer gesprochen, von ihrem bisherigen Eheherrn „mit ihrer Zustimmung" einem anderen übergeben, während Perikles seinerseits „die Aspasia nahm, welcher er mit größter Zärtlichkeit zugethan war" [24]). Und um diese Liebe als etwas ganz Außerordentliches zu kennzeichnen, fügt Plutarch hinzu, der große Staatsmann sei nie nach der Agora (d. h. an seine Geschäfte) gegangen und niemals von dort nach Hause gekommen, ohne der Aspasia zum Abschied und Willkomm einen Kuß zu geben . . . Keine Frage demnach, der Keil, welcher die erste Ehe des Perikles getrennt hatte, hieß Aspasia; aber eben so wenig kann es einem Zweifel unterstellt werden, daß einem Perikles eine so innige und dauernde Leidenschaft einflößen kein gewöhnliches Weib sein hieß.

6.

Woher nun und wer war diese Aspasia, deren Name wohl als der berühmteste Frauenname uns aus der antiken Welt überliefert ist? Sie war aus Milet und sie war eine Hetäre [25]). Schon der Umstand, daß sie eine Milesierin, gab ihr ein bedenkliches Relief; denn die kleinasiatisch-jonische Stadt Milet galt damals mit Fug für die Hochschule der Ausschweifung, gerade wie Rom im 1., 2., 3. und 4., Byzanz im 6., Venedig im 17., Paris im 18. und London im 19. Jahrhundert dafür galten und gelten. In Milet, der Stadt der Wollüste par excellence, dem Ober-Gymnasium der Buhlkunst, der Heimat tribadischer Gräuel, dem Lieblingsschauplatz auch einer lasciven Novellistik [26]), war die schöne „Willkommene", „Begrüßte", „Umarmte", „Geküßte", „Liebe" oder „Geliebte" — das Alles bedeutet der Name Aspasia — geboren und aufgewachsen. Die schöne Willkommene, denn daß sie schön gewesen, muß als selbstverständlich angenommen werden, obzwar eine Schilderung ihrer Schönheit nicht auf uns gekommen ist.

Als ihr Vater wird ein gewisser Achioros genannt, als ihr Vorbild und ihre Lehrerin in den Künsten der Hetärie ihre Landsmännin Thargelia, welche voll Schönheit, Grazie und Wohlredenheit war und eine „Diplomatin im Unterrock" heißen müßte, falls die Jonierinnen Unterröcke getragen hätten. Sie machte nämlich mittelst ihrer Reize und Gunsterweisungen unter den kleinasiatischen Griechen Propaganda für den Perserkönig. Auch als Philosophin wird sie namhaft gemacht und zwar zugleich mit der Diotima und der Aspasia. Wenigstens in der Philosophie des Heiratens scheint sie sehr beschlagen gewesen zu sein; denn sie hatte, die Liebhaber nicht mitgezählt, nach und nach vierzehn Männer und heiratete zuletzt noch — „all's well that ends well" — den König Antiochos von Thessalien [27]). Vom hetärischen Standpunkt angesehen, war demnach diese Lehrmeisterin sicherlich eine vortreffliche und ihre Schülerin hat den genossenen Unterricht ausgezeichnet zu verwerthen gewußt.

Wann und unter welchen Umständen Aspasia nach Athen gekommen, hierüber ist Genaueres nicht

bekannt. Falls dem Plutarch zu trauen — und es ist nicht abzusehen, warum ihm gerade hier nicht zu trauen sein sollte, während man doch anderwärts sein Zeugniß gelten läßt — hielt Aspasia in der Veilchenstadt ein öffentliches Haus, eine Hetärenschule, was selbst der genannte griechische Zeuge ein „nicht gerade anständiges und würdiges Gewerbe" zu nennen sich gedrungen fühlt [28]). Trotzdem verkehrten die feinsten Gentlemen Athens, die angesehensten Philosophen, die erlauchtesten Künstler, die einflußreichsten Staatsmänner viel und gern im Hause Aspasia's. So Sokrates, so Perikles. Jener hat sich geradezu als einen Schüler der schönen und genialischen Frau bekannt in der Kunst, zu lieben, und in der Kunst, zu reden. Sie scheint im Kreise ihrer Freunde förmliche Musterreden gehalten zu haben. Wenigstens läßt, wie bekannt, Platon in einem seiner Dialoge den Sokrates sagen, er habe die Aspasia eine Preisgrabrede auf die in der Schlacht gefallenen Athener halten gehört, und an derselben Stelle bemerkt „der Menschen Weisester", man „dürfe sich nicht wundern, wenn er in der

Redekunst Etwas zu leisten sich getraue, da er ja in dieser Kunst den Unterricht einer trefflichen Lehrerin genossen; welche viele ausgezeichnete Redner gebildet habe und unter diesen den ausgezeichnetsten, den Perikles" [29]). Allerdings wird dies in scherzhaftem Ton gesagt; aber es ist ganz jener „sokratische" Scherzton, welcher es liebte, auch das Ernsteste ironisch anzuhauchen.

Aspasia's Gebaren und Gespräch muß von unwiderstehlicher Anmuth gewesen sein und nicht nur auf die Männer, sondern auch auf Frauen gewirkt haben. Denn wenn wir aus Plutarch erfahren, daß die Freunde der hochgebildeten und graziösen Emanzipirten in die Gesellschaft derselben ihre rechtmäßigen Ehefrauen mitnahmen, so darf daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß die guten Athenerinnen in dieser Gesellschaft sich behagt haben müssen, weil sie sich sonst gewiß nicht dahin hätten mitnehmen, mitzwingen lassen; denn:

„Von Allem das Unbezwinglichste ist ein Weib —"

hat Euripides gesagt, des Geschlechtes genauer

Kenner, und Grazienschweinigel Aristophanes bezeugt uns schon durch den einen Vers:

„Sie drillen noch die Männer, gerade wie allzeit —"

daß seine Landsmänninnen es trotz Alledem nicht übel verstanden haben müssen, ihre Eheherren unter dem Pantoffel, will sagen unter der Sandale zu halten.

Fassen wir den Inhalt der leider sehr dünnen und dürftigen Nachrichten zusammen, welche über Aspasia aus dem Alterthum uns überkommen sind und für authentisch gelten dürfen, so ergibt sich als Summe, daß in der glänzendsten Kulturperiode Athens die Symposien im Hause dieser Frau die schönste Geselligkeitsblüthe des Griechenthums dargestellt haben. An dieser Tafelrunde — die Tafel war freilich nicht rund, sondern dreischenkelig — lagen Perikles, Anaxagoras, Sokrates, Pheidias, Damon, Iktinos, Koroibos und Mnesikles. Hier gesellte sich der attischen Philosophie die Erinnerung an die Lyrik des Alkäos und des Anakreon. Hier mögen die Gäste, ihre Stirnen mit Violen, Myrten und Rosen bekränzt, aus heiteren Gesprächen über Dichter- und

Künstlerwerke zur Betrachtung der ernstesten Staatssachen übergegangen sein und dann in patriotischem Aufschwunge wohl nicht selten zu den Klängen der Phormigx das heroische Skolion des Kallistratos: —

„Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtschwert
Gleich Harmodios und Aristogeiton" —

angestimmt haben. Hier hat wohl der junge Alkibiades, ein Bakchos an Jugendschöne, die mit funkelndem Chier gefüllte Kylix erhebend dem gegenüberliegenden Sohn des Sophroniskos schalkhaft den Vers des Bakchylides zugerufen: —

„O süße Macht, die steigt aus dem Becher herauf!"

und hier flügelten die „Pädisken" Aspasia's auf einen Wink der Herrin unter Begleitung lydischen Flötengetöns gewiß manchmal den Gebethymnus Sappho's zur Aphrodite empor: —

„Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Listkundige, dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Trauer,
Herre, das Herz mir!"

7.

Aber, wie das immer und überall menſchliches Loos, das Daſein kehrte nicht allein ſeine helle, ſondern auch und noch häufiger ſeine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attiſchen Staatsbau's die geliebte Mileſierin als ſeine Hausgenoſſin führte. Denn als die Folge einer innigen Herzensneigung faßten ſchon die Alten dieſes Verhältniß [30]). Da jedoch zwiſchen dem attiſchen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspaſia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht ſtatthaben konnte, ſo ließ ſich — in unſerer Weiſe zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geiſt ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspaſia lebte alſo in ſeinem Hauſe nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue“, ſondern als thatſächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, ſie verſtand und pflegte ſeinen Genius, ſie wußte ſeine Entwürfe zu werthen und theilte ſeine Sorgen, ſie war ſeine Zuflucht und ſein Troſt und es iſt wohl anzunehmen, das Zuſammenleben dieſes kongenialen Menſchenpaares

habe den höchsten Höhepunkt des Verhältnisses von Mann und Weib dargestellt, zu welchem das Griechenthum überhaupt es gebracht.

Der Ruf der Milesierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen seltenster nachgerühmt wurde: politischer Sinn und Verstand — flog weit in die Welt und fand selbst im Palast des Großkönigs zu Susa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros, aus Achtung vor der Geliebten des attischen Staatslenkers, seiner Favoritodaliske den Namen Aspasia beilegte, war die Eigenthümerin dieses Namens daheim in Athen ein Gegenstand, an welchem die attische Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügellosigkeit ihrer Spottsucht und Lästerwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß schossen ihre giftigsten Pfeile auf Aspasia, wohl wissend, daß sie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Gezieser und Gewürme, welches seine Bahn besudelte und seine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, schmerzende Wunden beibrachten. Weil seine Feinde ihm den

7.

Aber, wie das immer und überall menſchliches Loos, das Daſein kehrte nicht allein ſeine helle, ſondern auch und noch häufiger ſeine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attiſchen Staatsbau's die geliebte Mileſierin als ſeine Hausgenoſſin führte. Denn als die Folge einer innigen Herzensneigung faßten ſchon die Alten dieſes Verhältniß [30]). Da jedoch zwiſchen dem attiſchen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspaſia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht ſtatthaben konnte, ſo ließ ſich — in unſerer Weiſe zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geiſt ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspaſia lebte alſo in ſeinem Hauſe nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue“, ſondern als thatſächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, ſie verſtand und pflegte ſeinen Genius, ſie wußte ſeine Entwürfe zu werthen und theilte ſeine Sorgen, ſie war ſeine Zuflucht und ſein Troſt und es iſt wohl anzunehmen, das Zuſammenleben dieſes kongenialen Menſchenpaares

habe den höchsten Höhepunkt des Verhältnisses von Mann und Weib dargestellt, zu welchem das Griechenthum überhaupt es gebracht.

Der Ruf der Milesierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen seltenster nachgerühmt wurde: politischer Sinn und Verstand — flog weit in die Welt und fand selbst im Palast des Großkönigs zu Susa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros, aus Achtung vor der Geliebten des attischen Staatslenkers, seiner Favoritodaliske den Namen Aspasia beilegte, war die Eigenthümerin dieses Namens daheim in Athen ein Gegenstand, an welchem die attische Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügellosigkeit ihrer Spottsucht und Lästerwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß schossen ihre giftigsten Pfeile auf Aspasia, wohl wissend, daß sie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Gezieser und Gewürme, welches seine Bahn besudelte und seine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, schmerzende Wunden beibrachten. Weil seine Feinde ihm den

Spottnamen Zeus und Herakles gaben, ward die Frau, welche er liebte und achtete, als eine Hera, Omphale und Dejanira verhöhnt. Und es blieb nicht etwa bei solchen Anspielungen. Schalt doch der Lustspieldichter Kratinos von der Bühne herab Aspasia „die geilbrünstige Metze mit dem Hundeblick“ [31]) — vielleicht dem Perikles ins Angesicht, ob welcher superlativischen Oppositionsmacherei uns von Kindheit auf kläglich zusammenregierten Menschen des 19. Jahrhunderts die Haare zu Berge stehen oder wenigstens von Rechtswegen zu Berge stehen sollten.

Die Heftigkeit des Hasses, welchen Aspasia erregte, bezeugt unwiderlegbar, wie sehr sie an Geist und Charakter unter ihren Zeitgenossen vorragte. Ihre Gegner verschmähten selbst die tollsten Erfindungen und abgeschmacktesten Lügen nicht, um sie beim Volke anzuschwärzen und verhaßt zu machen. So beschuldigte man sie, den samischen sowohl als den peloponnesischen Krieg angezettelt zu haben. Aristophanes, welcher sich bekanntlich den Anschein gab, als Kämpe für die „konservativen Interessen“,

als Verherrlicher der „guten, alten, frommen“ Zeit aufzutreten, während ihm in Wahrheit die gute, alte, fromme Zeit und die konservativen Interessen, wie alles, aber auch gar alles Andere, Himmel und Erde, Kirche und Staat, Mann und Weib, nur Gegenstände einer geistreichen Eulenspiegelei und graziösen Schweinigelei gewesen sind, — Aristophanes hat dem Kitzel nicht widerstehen mögen, noch in seiner Komödie „die Acharner“, welche zuerst im Jahr 425 v. Chr., also vier Jahre nach dem Tode des Perikles, aufgeführt wurde, das Andenken des größten Atheners zu beschmutzen, indem er nach dessen Grabhügel am Kerameikos den Lügenkothwurf that:

„Es stahlen junge Kerle, die zu stark
Gebechert, die Simaitha weg, die Metze,
Aus Megara; in brünstigem Knoblauchschmerz
Entführten drauf die Megarer zwei H — etären
Aspasia's. So brach das Kriegsgewitter
In Hellas los, um dreier Metzen willen.
Denn zornvoll schmiß Olympier Perikles
Mit Blitz und Donner Hellas durch einander“ 32).

Der Ernst des Thukydides hat es selbstverständlich verschmäht, da, wo er von den Ursachen des un-

seligen peloponnesischen Krieges redet, von dieser aristophanisch-poetischen Licenz, von diesem feindseligen Klatsch auch nur als von Klatsch Notiz zu nehmen. Nicht weniger selbstverständlich ist jedoch, daß ein in dem angegebenen Styl beharrlich betriebenes Klatschen, Verlästern und Verleumden dem Lenker des attischen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch sein Ansehen bei seinen Mitbürgern — und darin bestand seine Macht — zeitweilig bedrohlichst untergraben wurde. Daß dieses geschah und geschehen konnte, ist ganz in der Ordnung gewesen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und die Menschheit betrogen sein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, schritten sie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweise der Niedertracht. Man wollte ihn zunächst in seinen Freunden, dann in seiner Frau treffen, um den hiedurch Geschwächten schließlich leichter fällen zu können. Der erste Stoß richtete sich gegen den

...genug. Das
...ungeheuerliche
...sen war: —
... einen förm-
... Liebhaber.
... zwar „um
... welche ja der
... mag frei-
... die Befürch-
... messalinischer
... so straflos
... das muß man
... Frevelhaftig-
... Silius einzu-
... Hüllerin vor-
... man sich ein-
...gelassen, so ist
... Zuflucht zu

... Erzählung
...haft, daß mit-
...nder Stellung

seligen peloponnesischen Krieges redet, von dieser aristophanisch-poetischen Licenz, von diesem feindseligen Klatsch auch nur als von Klatsch Notiz zu nehmen. Nicht weniger selbstverständlich ist jedoch, daß ein in dem angegebenen Styl beharrlich betriebenes Klatschen, Verlästern und Verleumden dem Lenker des attischen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch sein Ansehen bei seinen Mitbürgern — und darin bestand seine Macht — zeitweilig bedrohlichst untergraben wurde. Daß dieses geschah und geschehen konnte, ist ganz in der Ordnung gewesen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und die Menschheit betrogen sein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, schritten sie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweise der Niedertracht. Man wollte ihn zunächst in seinen Freunden, dann in seiner Frau treffen, um den hiedurch Geschwächten schließlich leichter fällen zu können. Der erste Stoß richtete sich gegen den

Kunstheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürsten, hätten auf den Händen tragen müssen. Beschuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterschlagen zu haben, erwies er augenfälligst die freche Nichtigkeit der Beschuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginn der menschlichen Dummheit an, der menschlichen Bosheit stets die wirksamsten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derselben Pheidias'schen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Hasses zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen schien. „Tempelschändung! Gotteslästerung! Religionsgefahr!" Der herrliche Künstler ward ins Gefängniß geworfen und starb, bevor der Prozeß zu Ende, am Herzeleid. Dieser Ring war also aus der Kette perikleischen Daseins glücklich gesprengt. Man versuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein schlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens

ſeligen peloponneſiſchen Krieges redet, von dieſer ariſtophaniſch-poetiſchen Licenz, von dieſem feindſeligen Klatſch auch nur als von Klatſch Notiz zu nehmen. Nicht weniger ſelbſtverſtändlich iſt jedoch, daß ein in dem angegebenen Styl beharrlich betriebenes Klatſchen, Verläſtern und Verleumden dem Lenker des attiſchen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch ſein Anſehen bei ſeinen Mitbürgern — und darin beſtand ſeine Macht — zeitweilig bedrohlichſt untergraben wurde. Daß dieſes geſchah und geſchehen konnte, iſt ganz in der Ordnung geweſen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und die Menſchheit betrogen ſein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, ſchritten ſie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweiſe der Niedertracht. Man wollte ihn zunächſt in ſeinen Freunden, dann in ſeiner Frau treffen, um den hiedurch Geſchwächten ſchließlich leichter fällen zu können. Der erſte Stoß richtete ſich gegen den

Kunstheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürsten, hätten auf den Händen tragen müssen. Beschuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterschlagen zu haben, erwies er augenfälligst die freche Nichtigkeit der Beschuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginn der menschlichen Dummheit an, der menschlichen Bosheit stets die wirksamsten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derselben Pheidias'schen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Hasses zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen schien. „Tempelschändung! Gotteslästerung! Religionsgefahr!" Der herrliche Künstler ward ins Gefängniß geworfen und starb, bevor der Prozeß zu Ende, am Herzeleid. Dieser Ring war also aus der Kette perikleischen Daseins glücklich gesprengt. Man versuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein schlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens

tragen war, mußte sich, um die theure Frau zu retten, dazu erniedrigen, die Geschworenen mit flehentlichen Bitten, mit heißen Thränen zu bestürmen, um einen auf Freisprechung lautenden Wahrspruch zu erlangen. Wie muß er also dieses Weib geliebt haben!

Jetzt trieb man die gegen ihn angelegte Mine bis zu seinen Füßen vor und ließ dieselbe springen, indem man ihn, welchen Thukydides einen „Unbestechlichen" genannt hat, mit gewundenen Worten einer Veruntreuung der massenhaft durch seine Hände gegangenen Staatsgelder anklagte. Er wies diese Frechheit siegreich zurück; aber alle diese gegen ihn gebohrten und gesprengten Minen hatten seine Stellung doch so erschüttert, daß er gewiß nicht ungern sah, wie gerade zur Zeit der gegen ihn betriebenen Verfolgungen das attische Staatsschiff rasch und immer rascher dem Kriege mit Sparta zutrieb, einem Krieg auf Leben und Tod. Damit, durfte er hoffen, würden Zustände eintreten, welche die Athener erkennen lassen müßten, was sie eigentlich an ihm hätten, und würden Aufgaben zu bewältigen sein,

durch deren Größe die Mittelmäßigkeit und das Lumpenthum einstweilen in ihre Schlupfwinkel zurückgeschreckt werden könnten. Diese Hoffnung täuschte den Trefflichen nicht. Denn obzwar der Wankelmuth der Menge später seinen Feinden noch einmal zu einem nicht ganz erfolglosen Angriffe Raum gab, so wurde er doch von seinen Mitbürgern immer wieder als der zur Führung des Staatsruders „tüchtigste Mann" anerkannt [34]).

Bald jedoch trat den in die sechziger Jahre Eingetretenen der Tod an, da er den Ausbruch des peloponnesischen Krieges nur um zwei Jahre und sechs Monate überlebte. Seine letzten Tage sind sehr trübe und kummervoll gewesen. Im Sommer von 430 v. Chr. brach in Athen jene Pest aus, die mit zu den furchtbarsten Erscheinungen in der Krankheitsgeschichte des Menschengeschlechtes gehört. Sie wüthete auch in der Familie des Perikles, indem sie zuvörderst seinen ältesten Sohn, dann seine Schwester wegraffte, der er, wie es scheint, sehr zugethan gewesen. Auch liebste und anhänglichste Freunde starben um ihn her. Noch trug er aufrechten

1) . . . εἰποντος ὅτι κρεῖττον εἴη λόγου τὸ καλλὸς τῆς γυναικὸς. Xenophon, Apomnemoneum. III, 11. Das citirte Kapitel ist ganz der Unterhaltung des Sokrates mit der Theodote gewidmet.

2) Aristophanes, Thesmophor. 48.

3) Οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν. Antigone, 523.

4) . . . ἔτι καταρᾶσθαι προσεψηφίσαντο πάντας ἱερεῖς καὶ ἱερείας, ὧν, μόνην φασὶ Θεανὼ ἀντειπεῖν πρὸς τὸ ψήφισμα φάσκουσαν εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱέρειαν γεγονέναι. Plutarchos, Alcib. 22.

5) Euripides, Androm. 220.

6) Odyss. I, 356.

7) Οὐ μὲν γάρ τι γυναικὸς ἀνὴρ λήΐζετ' ἄμεινον
Τῆς ἀγαθῆς. Hesiod. Erga, 647.
Ἄλυπον ἄξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου.
Menandri fragmenta.
Εἰ κακὸν ἐσμεν, τί γαμεῖθ' ἡμᾶς, εἴπερ ἀληθῶς κακὸν ἐσμεν. Thesmophor. 789.

8) Plutarch, Lycurg. 14, 15.

9) Platon, Leges, c. VI, p. 781; Meno, p. 71. Aristoteles, De republ. V, 1254; Hist. anim. IX, 1; De mor. VIII, 14.

10) Plutarch, Pericl. 28.

11) Platon, Leg. VIII, 839 seq.

12) Athenaeus, Δειπνοσοφ. l. XIII, p. 569, d. . . . „πρῶτος Σόλων διὰ τὴν τῶν νέων ἀκμὴν ἔστησεν ἐπὶ οἰκημάτων γύναια πριάμενος."

13) Δημοτικὸν πράγμα καὶ σωτήριον. Philemonis

fragm. im Anhange zur Didot'schen Ausgabe des Aristophanes (1838), S. 107.

14) So übersetze ich „*Ἀφροδίτη Πάνδημος*“ und „*Ἀφροδίτη Ἑταίρα*“.

15) Herodot, I, 199: — „*Δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἰζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ.*“ Herodot nennt das freilich einen häßlichsten Brauch („*αἴσχιστος τῶν νόμων*“), was beweis't, daß der „Vater der Geschichte“, wie ein Romantiker sagen würde, schon nicht mehr Naivetät genug besaß, den ursprünglichen „tiefreligiösen“ Sinn dieser babylonischen Muckerei zu verstehen. Vgl. über dem wollüstigen Aschera-Kybele-Dienst auch Justinus, histor. XVIII, 5.

16) Ausführlich handeln vom Hetärenwesen Becker („Charikles“, 2. von K. F. Hermann besorgte Ausgabe, Exkurs zur 2. Szene, II, 51 fg.) und Jakobs („Von den Hetären“, Verm. Schriften, III, 309 fg.).

17) Athenaeus, XIII, 590, 591. Pausanias, *Περιήγησις*, X, 27, 5.

18) Plutarch, Alcib. 39.

19) Herodot, II, 134—35 („*κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη*“). Pausanias, I, 1, 2. Plutarch, Alex. 38.

20) Thucydides, I, 139: — „*Περικλῆς ὁ Ξανθίππου, ἀνὴρ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον πρῶτος Ἀθηναίων, λέγειν τε καὶ πράσσειν δυνατώτατος.*“

21) Plutarch, Pericl. 3.

22) „*Ἐπειδὴ ἀπέθανεν, ἐπὶ πλέον ἔτι ἐγνώσθη ἡ πρόνοια αὐτοῦ.*“ Thucyd. II, 65.

23) „*Τῆς συμβίωσεως οὐκ οὔσης αὐτοῖς ἀρεστῆς.*“ Plutarch, Pericles, 24. Dieses Kapitel der plutarchischen Biographie ist die Hauptquelle unseres Wissens von den häus-

lichen Verhältniſſen des Perikles und von ſeinem Verhältniß zur Aspaſia. Ich brauche nicht zu ſagen, daß wir das ganze Kapitel Plutarchs gerne hingäben, ſo es dem Thukydides beliebt hätte, etliche Worte über dieſes Thema zu ſprechen.

24) Ibid. „*Αὐτὸς δὲ τὴν Ἀσπασίαν λαβὼν ἔστερξε διαφερόντως.*“

25) Wie Raumer („Vorleſungen über die alte Geſchichte“, 3. A. II, 487) den beſtimmten Zeugniſſen der Alten entgegen behaupten mochte: „Sie war Nichts weniger als eine Hetäre“ — iſt rein unbegreiflich.

26) „Fabulae Milesiae.“

27) Plutarch, l. c. 24. Lucian, Eunuch. 7. Athenaeus, XIII, 600. Philostratos, XIII, 920.

28) Plut. l. c. „*οὐ κοσμίου προεστῶσαν ἐργασίας οὐδὲ σεμνῆς, ἀλλὰ παιδίσκας ἑταιρούσας τρέφουσαν.*“

29) Platon, Menexenos, 235. Athenaeus, V, 219.

30) „*Φαίνεται μέν τοι μᾶλλον ἐρωτική τις ἡ τοῦ Περικλέους ἀγάπησις γενομένη πρὸς Ἀσπασίαν.*“ Plut. l. c.

31) . . . „*Ἀσπασίαν . . . καταπυγοσύνην παλλακὴν κυνώπιδα.*“ Ibid.

32) Aristophanes, Acharn. 524 seq.

33) „*Περὶ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον Ἀσπασίαν δίκην ἔφευγεν ἀσεβείας Ἑρμίππου τοῦ κωμῳδοποιοῦ διώκοντος καὶ προσκατηγοροῦντος, ὡς Πέρικλεῖ γυναῖκας ἐλευθέρας εἰς τὸ αὐτὸ φοιτώσας ὑποδέχοιτο.*“ Plutarch, Pericl. 32.

34) . . . „*ὧν δὲ ἡ ξύμπασα πόλις προσεδεῖτο, πλείστου ἄξιον νομίζοντες εἶναι.*“ Thucyd. II, 65.

35) Plutarch, l. c. 24.

Meſſalina.

1.

Am 24. Januar des Jahres 41 der chriſtlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäſaren eine jener Palaſtrevolutionen vor ſich, wie ſie zum Weſen des Deſpotismus ſtets gehört haben und ſtets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derſelben und bezeichnen in den Annalen der Knechtſchaft mit rothen Mordſtrichen die Stellen, wo ein Scheuſal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüſteren Platz zu machen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal ſo weit gekommen iſt, wie weit es nach den entſittlichenden Gräueln der Bürgerkriege in der kaiſerlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemeſis darauf ſich beſchränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer

niederträchtig gewordenen Menſchheit fühlbar zu machen, daß —

„Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld ſei“ [1].

Oktavianus hatte ſich glücklich zum Imperator, Autokrator und Auguſtus emporgeheuchelt und emporgemordet. Er müßte der Louis Philipp des Alterthums heißen, wenn er nicht einen Zug an ſich hätte, welcher dem Prinzen, der ſeinen bürgerlichen Regenſchirm in ein königliches Szepter umzulügen verſtand, ehrenvoller Weiſe abging: — den Zug froſtigerbarmungsloſer Grauſamkeit. Auguſtus verkaiſerlichte Rom, indem er den „Principe“ des florentiniſchen Staatsſchreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederſchreibung des Buches meiſterlich in Szene ſetzte. In der Hauptſache ließ er ſeinen Nachfolgern Wenig oder Nichts zu thun übrig. Die Canailleſirung des römiſchen Volkes war vollendet, die Verwandlung des römiſchen Bürgerthums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des auguſtiſchen Zeitalters ſpiegelt die entſetzliche Raſchheit des Verfalls deutlich wider. Virgil, Horaz und Ovid waren Zeitgenoſſen und

doch welch' ein Abſturz vom Erſten bis zum Dritten! Die Seele von Virgils Poeſie iſt noch die Idee der ewigen Roma geweſen. Der Gedanke der römiſchen Weltmacht bildete bei ihm den großartigen Hintergrund und da, wo der Pulsſchlag ſeiner Muſe am begeiſtertſten ſich hob, hat ſie dieſen Gedanken als des Dichters höchſten Wunſch in die tapferen Worte gekleidet: —

„Du ſei, Römer, bedacht, mit Macht zu gebieten den Völkern!“ [2]).

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das ſkeptiſche Evangelium: „Nil admirari!“ gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend ſeiner Zeit ſich hinwegzuheben; aber man ſieht ihm doch deutlich genug an, daß er ſich etwelchen Zwang anthun mußte, wenn er in ſeiner hofräthlichen Stellung das Weihrauchodenfaß vor der Naſe des Auguſtus herumzuſchwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Ueberlieferungen der Republik und die römiſche Staatsidee, in ſeinen Augen noch groß

und voll über dem Sumpfe des Cäſarismus ſchwebend, ließ ihn beten: —

„Sonnengott, o könnteſt Du Größ'res niemals
Schauen als Roma!“ [3])

Dagegen ſtellt ſich in und bei Ovid der Römer der anhebenden Kaiſerzeit ſchon als der vollendete Bruder Lüderlich dar, welcher nur noch ſeinen Privatneigungen und Privatlaſtern lebte. Da iſt alles Große und Hohe vergeſſen und verſchollen oder höchſtens gelegentlich und flüchtig als dichteriſche Zierath verwendet. Der hochbegabte Poet plätſchert mit unſäglichem Behagen — dem Rauſche folgte freilich bekanntlich ſpäter der Katzenjammer in Tomi — in dem Pfuhl der politiſchen und ſittlichen Fäulniß ſeiner Zeit umher. Kein Wunder alſo, daß ſelbſt ſeine anmuthigſte Elegie nur die lüſterne Ausmalung einer frechen Situation iſt [4]) und daß der zügelloſe Präceptor der „Liebeskunſt“, im ſchreiend-charakteriſtiſchen Gegenſatze zu Virgil und ſelbſt zu Horaz, keinen höheren Wunſch kannte als den, mitten im wildeſten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden [5]).

Der Grundſtock des Römerthums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Rohheit und der vortretendſte Charakterzug im römiſchen Weſen iſt jener brutale Egoismus geweſen, wie er mit ſolcher bronzeſtirnigen Frechheit ſeither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim engliſchen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands und man wird überall die gleiche gränzenlos ſelbſtſüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derſelben infamen Heuchelei. Weil aber das Römerthum in ſeinem innerſten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechiſche Bildung ſtets nur ein Aeußerliches ſein und es trat ein, was überall eintritt, wo eine verfeinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: — Fäulniß vor der Reife. In der Brutalität ſeines Machtgefühls, hochmüthig, wie nur die Unwiſſenheit es zu ſein vermag, und unverſchämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, ſchöne, feingebildete, kunſtfertige und graziöſe Grăcia wie eine Sklavin

oder höchſtens wie eine Maitreſſe, deren Liebkoſungen ſo ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte ſich: ſie entnervte ihren Tyrannen.

Es kann keiner Anzweifelung ausgeſetzt ſein, daß Rom genau in dem Verhältniß, in welchem es ſich civiliſirte, zugleich auch ſich demoraliſirte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, ſondern nur ein Lotter- und Laſterbett. Daher die wunderſame oder vielmehr widerliche Erſcheinung, daß die Weltbeherrſcherin Roma bei ſich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäſariſchen Herren nach Luſt und Laune herumſtampften. Sie mußten verrückt werden, dieſe Cäſaren. Es war dies ſo zu ſagen eine logiſche Folge der Prämiſſe, daß das den Erdkreis beherrſchende Volk, aller formalen Standes- und Klaſſenunterſchiede ungeachtet in *eine* charakter- und willenloſe Breimaſſe zuſammengerührt, mit ſklaviſcher Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelch der Allmacht berauſcht, den Cynismus der Menſchenverachtung zu einer Art von Kunſtwerk geſtalteten,

wie Tiberius, oder in förmliche Raſerei ausbarſten, wie Caligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödſinns die ihnen erwieſene Vergötterung ſich gefallen ließen, wie Claudius.

Wer von den goldſtarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiſerliche Roma hinab- und hinausſah, der mußte — falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus beſaß — durch allen den koloſſalen Reichthum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtſtadt das erblicken, was ſie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreiſes her alles „Gräuelhafte und Schandbare“ zuſammenfloß [6]). Hier, auf dieſem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Induſtrie ſandten, in dieſem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau geſtellt waren, in dieſem Millionendurcheinander, welches aus den Geſtalten, Farben, Trachten, Kulten und Laſtern aller Völker zuſammengeſetzt war, in dieſem Prachtwald von Tempeln und Paläſten, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Koſten einer unterjochten und ausgeſogenen Welt gemäſtet, ſein

Daſein wie ein unendlich tobendes Bakchanal, wie eine aus der Wolluſt in die Grauſamkeit und aus dieſer in jene hinüberſpringende Rieſenorgie, deren gigantesk, mit ungeheuerlicher Verſchwendung von Geld, ſowie von Menſchen- und Thierleben in Szene geſetzte Prunkakte die Spiele des toſenden Circus und der blutdampfenden Arena geweſen ſind.

Nichts Göttliches oder Menſchliches, was in dieſem prächtigen Lupanar, wo die Beſtie im Menſchen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geſchändet, ins Scheußliche und Gräuliche verkehrt worden wäre. Da ſah man Kaiſer, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiſerinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutſchande aufreizten. Da pralten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenſchmuck im Werthe von Millionen behangen; dort gab ein hiſtrioniſcher Schürzenſtipendiat verbuhlter Prinzeſſinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gaſtmahl, wobei die Zubereitung einer einzigen der aufgetragenen Schüſſeln 6000 Louisd'or gekoſtet hatte, weil ſie ein Fricaſſée von lauter ſeltnen, koſt-

ſpielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monſtröſe, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine raſende Verſchwendung das Bizarrſte, Barockſte, Groteskeſte ausſinnend, die tollgewordene Luſt- und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche ſich hinaufſchwindelnd. Während hier im Amphitheater Tauſende und wieder Tauſende von Gladiatoren zur Ergötzung des patriziſchen und plebejiſchen Pöbels kunſtmäßig ſich abſchlachteten oder Tauſende und wieder Tauſende von mit ungeheuren Koſten aus den fernſten Wildniſſen herbeigeholten Beſtien naturwüchſig ſich würgten, ringelten ſich dort im Kaiſerpalaſt, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Roſen der Luſt die Vipern des Giftmordes. Die cäſariſche Familie ein Knäuel von Scheußlichem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grauſenhaft ſich verſchlangen. Die Blaſirtheit der Cäſaren verfiel auf das Abſurdeſte, wie auf das Gräßlichſte. Jenen kitzelte es, in Eſſig aufgelöſte Perlen zu verſchlingen; dieſen, Hirſche, Eber, Löwen und Tiger zum Reiten und Fahren, Elephanten, Rhinozeroſſe und

Krokodile zum Tanzen abrichten zu laſſen; einen dritten, ſeinen Park Abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskirten und als ſolche verbrauchten Menſchen; einen vierten, Paſteten backen zu laſſen, deren Füllſel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen beſtand. In den Theatern deklamirte, geſtikulirte, ſang und ſprang — und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, ſondern auch der Frauen — eine Schamloſigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorſtellung machen können. Durch namenloſe Frevel zuſammengeraffte Reichthümer wurden mittelſt der Verwirklichung toller Einfälle vergeudet. Dort ließ Einer mitten im Meere einen Berg aufthürmen, hier ein Anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieſer begoß ſeine Obſtbäume mit Wein, Jener ließ ſeine Schafheerden mit Purpurfarbe anſtreichen. Den einen Feinſchmecker lüſtete es nach Muränen, welche mit Menſchenfleiſch großgefüttert waren; der andere wollte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer ſolchen Geſellſchaft, deren ganzes Dich-

ten und Trachten, Thun und Treiben an die wüſten Gebilde eines Opiumrauſches gemahnt, in dieſem kaiſerlich-römiſchen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders ſein als ſie waren. Die Römerinnen hatten ſich, wie Jedermann weiß, überhaupt niemals in einem ſolchen Zuſtand unwürdiger Unmündigkeit befunden, wie die Griechinnen, oder ſie hatten ſich wenigſtens ſchon frühzeitig von demſelben zu emanzipiren angefangen und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömiſche Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle ſeine Angehörigen die unumſchränkteſte Gewalt zugeſtanden, ſogar über Leben und Tod. Allein wie die altrömiſche Familienhaftigkeit ſelber, ſo war auch dieſes Recht im Verlaufe der Zeit allmälig obſolet geworden. Das kaiſerliche Rom vollends war ſo recht das Paradies der emanzipirten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- und Zügelloſigkeit irgend Etwas gemein hat. Ganz weſentlich hatte hiezu die Veränderung beigetragen, welche hinſichtlich der Faſſung und Führung des ehelichen Verhältniſſes

vor ſich gegangen. An der Stelle der ſtrengeren Formen der römiſchen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienſtſchaft des Gatten“ überging [7]), war mehr und mehr eine freiere getreten [8]), welche die höchſt wichtige Beſtimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zuſtehen ſollte, und außerdem der Eheſcheidung allen möglichen Vorſchub leiſtete. Dieſe Form der Ehe, ſehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinariſcher Launen, war zur Kaiſerzeit gäng und gäbe. Sie emanzipirte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die alſo rechtlich Emanzipirten geſellig ſich zur denkbar möglichſten Skalahöhe der Emanzipation hinaufſchamloſeten.

Um den Gegenſatz in der Sittengeſchichte der römiſchen Frauenwelt früherer und ſpäterer Zeit in ſeiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Cornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Meſſalina gegenüberzuſtellen. Indeſſen reichen die

Anfänge der Frauenverderbniß weit genug in die Zeiten der Republik zurück und es iſt kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichthum zunehmende Luxus ſeiner entſittlichenden Wirkung auf das weibliche Geſchlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müſſen eine laſcive Malerei und Skulptur, ſowie die geilen Schauſtellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römiſchen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarſten Juvenal, deſſen Satirik allerdings ein Hohlſpiegel iſt, aber im Ganzen und Großen doch ſicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Weſen hohlſpiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege ſtand die Saat raffinirter Geſchlechtsſünden bereits in üppiger Blüthe. Wie die Wüſtlinge des Zeitalters der Petites Maiſons und der Parcs aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und ſein Compagnon Caſanova, Etwas darein ſetzten, Nonnen zu verführen, ſo gingen die der römiſchen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Veſtalinnen aus. Solches erzählt z. B. Salluſt

von dem ſchon im erſten Jünglingsalter grundlüderlichen Catilina. Die Geſchichte der Verſchwörung dieſes aus dem Griechiſchen ins Römiſche überſetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erſchreckende Verlotterung des römiſchen Frauenthums. Schon Salluſt klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuſchheit feilböten," und ſein jüngerer Zeitgenoſſe Horaz, der doch wahrlich Nichts weniger als ein moraliſcher Eiferer geweſen iſt, hat in ſeiner ſchönen Ode „An die Römer" alſo ſich ausgelaſſen: —

„Noch unreif lernt die Jungfrau joniſche,
Schamloſe Tänze; wird in der Buhlerkunſt
Früh ausgebildet; ſinnt, kaum mannbar,
Schon auf die ſträflichſten Liebeshändel;
Sucht dann, indeß der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheſchänder und wählt nicht erſt,
Mit wem ſie ſonder Licht und Zeugen
Raſch die verbotene Wolluſt treibe.
Wohl auch mit Wiſſen und Willen des Gemahls
Steht ſie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der ſpaniſche Pilot, ein beſſ'rer
Zahler der Schande, ſie zu ſich fordert" [9].

Wieder ein jüngerer Zeitgenoſſe, Properz, hat, obgleich ein feurigſter Sänger der Liebe, in dieſen

ſtrengen Tadel der Zuchtloſigkeit ſeiner zeitgenöſſiſchen Landsmänninnen eingeſtimmt. Hier in Rom, ſagt er —

„Hier iſt ganz treulos das Geſchlecht der Gattinnen; keine
So wie Euadne treu, noch wie Penelope keuſch“ [10].

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naſo findet nämlich die Lüderlichkeit der römiſchen Damen allerliebſt und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen! Keuſch iſt nur die, deren noch Keiner begehrte; und wenn ſie nicht zu linkiſch, würde ſie ſich wohl ſelbſt antragen.“ Welche moraliſche Peſt mußte da graſſiren, wo ein beliebteſter Poet lachend ſagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menſchen gereicht der Ehebruch ſeiner Frau zum Aergerniß, nur einem bäueriſchen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton unter Leuten von Welt“ [11]. . .

So die Zeit, in welcher das nachſtehende Stück römiſcher Kaiſergeſchichte ſpielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta“ erwuchs.

2.

Cajus Cäſar Caligula hatte, auf dem Kaiſerthron aus einem wüſten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchloſe gethan, was eine vor Frevelfreude tollgewordene Phantaſie zu erſinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wüthrichs hatte die Niederträchtigkeit ſeiner Unterthanen ſo ſehr entſprochen, daß der bekannte Tigerwitz des Kaiſers: „O hätte doch das römiſche Volk nur einen Hals!“ nicht ſo ganz unverzeihlich erſcheinen muß.

Jetzt, am 24. Januar des Jahres 41, ſaß er — ein hochgewachſener Mann, dünnſchenkelig und außerordentlich dickbauchig, glatzköpfig und ſtarkbärtig, mit unter der breiten und düſteren Stirn tiefeingeſunkenen und unheimlich glühenden Augen [12]) — in der kaiſerlichen Loge des Theaters, welches neben dem Palatium zur Gedächtnißfeier des Auguſtus und der Livia eigens erbaut worden war. Als die Vorſtellung zu Ende, nach 12 Uhr Mittags, erhob ſich der Kaiſer, um ſich durch einen unter-

irdiſchen Korridor zum Frühſtück nach dem Palaſt zu begeben. Sein Oheim Claudius und ſein Schwager Vinicius ſchritten ihm vorauf, während eine Anzahl von Stabsoffizieren und Hauptleuten der Prätorianer in dem engen Durchgang ſich um den Kaiſer drängte, ſcheinbar dienſteifrig, um den Zudrang des Publikums abzuhalten. Caligula blieb ſtehen, um eine Truppe von Knaben zu muſtern, welche man im europäiſchen und kleinaſiatiſchen Griechenland gepreßt und nach Rom geſchleppt hatte, damit ſie daſelbſt einen auf den Kaiſer gedichteten Lobgeſang abſängen. Während er mit den Knaben ſprach, warfen die ihm zunächſt Stehenden, der erſte Kammerherr Calliſtus und die Gardeoberſten Caſſius Chärea und Cornelius Sabinus einander bedeutungsvolle Blicke zu, und als der Kaiſer weiterging, lockerten die Centurionen unvermerkt ihre Schwerter in den Scheiden. Sabinus trat in ſtraff-dienſtlicher Haltung an Caligula heran und erbat ſich die Parole des Tages. „Jupiter!“ gab der Kaiſer zur Antwort, worauf Chärea raſch: „Nimm das von ihm!“ dem verwundert nach ihm Umblickenden mit dem

Schwerte die Kinnlade durchhauend. „Und das und das!“ ſchrieen die Gardeoffiziere, tumultuariſch auf den zu Boden Geſtürzten ſich werfend und demſelben mit mehr als dreißig Wunden das Garaus machend. Zu ſpät eilten die Soldaten von der germaniſchen Garde Caligula's zu ſeiner Rettung herbei, in ihrer blinden Wuth niederhauend, wer ihnen gerade in den Weg kam. Es iſt ja eine traurigſte Thatſache, daß Michel Nebelheimer überall mitdabeiſein mußte und muß, wo es ein Fechten für Deſpoten gab und gibt. Um aber die Ermordung Caligula's möglichſt im caligulaiſchen Style zu Ende zu bringen, ſchlachteten die Verſchworenen dem Ermordeten auch Weib und Kind nach. Ein Gardehauptmann erſtach die Kaiſerin Cäſonia, ein anderer zerſchmetterte der kleinen Prinzeſſin den Kopf an der Mauer [13]).

Die Nachricht vom Tode des Scheuſals gab das Signal zu einer kläglichen Poſſe. Zu einer Poſſe, welche deutlich macht, wie ſehr das koloſſale Fratzenbild der cäſariſchen Roma zur Vollendung noch dieſes Zuges bedurfte, daß des Auguſtus

diaboliſch-höhniſche Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikaniſchen Staatseinrichtungen hatte fortbeſtehen laſſen und auf ſeine Nachfolger vererbte. Die „Conſuln“ beriefen den „Senat“ auf das Capitolium und dieſem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit“ und die „Republik“ wieder herzuſtellen, in dieſem Laſterpfuhl von Rom, wo nur noch zwiſchen Säbelherrſchaftsbrutalität und Anarchiegräuel die Wahl ſein konnte. Etliche Gardeſoldaten machten der Komödie, die übrigens ſelbſtverſtändlich weit mehr eine in Worten, als in Handlungen war, ein Ende. In der Abſicht, die allgemeine Verwirrung zum Plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiſerpalaſt und fanden hier den Prinzen Claudius, den Oheim des ermordeten Kaiſers. In einer nicht ſehr imperatoriſchen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, ſtammelnde Tropf hatte ſich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum Explodiren gekommen, in das Solarium des Hermes-Pavillon hinaufgeflüchtet und dort zwiſchen dem Doppelvorhang des

Eingangs verſteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat, Namens Gratus, zog den Zitternden aus ſeinem Verſtecke hervor und erkannte den kaiſerlichen Prinzen.

Der prinzliche Kretin — denn dieſes Wort zieht am richtigſten die Summe ſeiner Perſönlichkeit — fiel dem Gardiſten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der „Barbar“ aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator“. Dann rief er ſeine Kameraden herbei, welche den alſo von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles“) fabrizirten Kaiſer auf eine Sänfte hoben und denſelben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweil machte der Senat, was derartige konſtitutionelle Verſammlungen, wann der der „liberale“ Geiſt über ſie kommt, zu machen pflegen: — Phraſen. Als daher am folgenden Tage die Gardeſoldaten, nachdem ihnen der ſtammelnde Claudius ein Trinkgeld von 750 Thalern auf den Mann ve... ve... verſprochen hatte, den Prinzen

förmlich zum „Imperator urbis et orbis“ ausriefen, war von Widerſtand überall nicht die Rede und begrüßte die ſklaviſche Menge, zu welcher die „Römiſchen Bürger“ zuſammengequirlt waren, den neuen Herrſcher mit jubelndem Zuruf [14]).

3.

Er war nicht gerade einer der ſchlimmſten Cäſaren, wohl aber einer der dümmſten, obgleich oder auch weil er, ſo zu ſagen, ein Gelehrter geweſen iſt. Seinen Vater Druſus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Oktavianus Auguſtus geboren, man weiß nicht recht, ob dieſem oder aber ihrem erſten Manne Tiberius Claudius Nero, welchem der Cäſar ſie entriſſen hatte. Deßhalb pfiffen römiſche Spottdroſſeln um dieſes Kindbett der Livia her den griechiſchen Vers: —

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!“

Druſus, deſſen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutſchland, hei-

ratete Antonia, des Markus Antonius und der Oktavia Tochter, alſo eine Nichte des Auguſtus, und dieſe ſeine Frau gebar ihm als drittes Kind i. J. 10 v. Chr. zu Lyon den ſchwächlichen, kränklichen Claudius, der von frühauf in ſeiner Familie für einen Simpel galt und als ſolcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu ſagen, er ſei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geſchlagen, nicht fertig genäht," und wenn ſie Einen der Simpelhaftigkeit bezüchtigen wollte, bediente ſie ſich des Ausdrucks, er ſei noch dümmer als ihr Sohn Claudius [15]). Mit, wo möglich, noch größerer Verachtung wurde der ſkrophulöſe Junge von ſeiner Großmutter, der Kaiſerin Livia, traktirt, und was ſeinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermuthlichen wirklichen Großvater, den Auguſtus betraf, ſo machte er den armen Claudius con amore zur Zielſcheibe ſeiner Spottſucht. Es exiſtiren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten", als einen „Tropf" und „Kretin" bezeichnet [16]).

Hieraus erhellt, daß die kaiſerliche Würde in der

Perſon des Claudius, welcher, weil ſein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, i. J. 19 n. Chr. geſtorben, nach Ermordung ſeines Neffen Caligula der „legitime“ Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräſentirt geweſen iſt. Schon die körperliche Erſcheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beſtändiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten“ war keineswegs imperatoriſch. Sein langer und gedunſener Oberkörper ſaß ſchlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, ſo daß ſein Gehen nur ein garſtiges Wackeln „(foeda vacillatio“). Beim Sprechen ſtammelte und ſtotterte er. Das gichtiſche Zittern ſeines Kopfes, ſeine Triefnaſe und ſein Geifermund machten ihn geradezu abſtoßend. Im Zorne oder ſonſt aufgeregt ſei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze geweſen [17]).

An Geiſt ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er ſchriftſtellerte fleißig, in lateiniſcher und mehr noch in griechiſcher Sprache, ſchrieb „tyrrheniſche“ und „karthagiſche Unterſuchungen“ ferner ein Buch über die Brettſpielkunſt, war ſtark in Citaten, vermehrte das römiſche Alphabet um drei von ihm

erfundene Buchſtabenzeichen und ließ ſeine „Geſchichtswerke“ öffentlich durch Liktoren vorleſen, was für die lieben Unterthanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe geweſen iſt als für die eines deutſchen Monarchen neuerer Zeit die unterthänigſttreue Leſung der königlichen Gedichte. Auch im Regieren war er ſtark: — es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsordres ausgehen ließ; darunter eine, worin den getreuen Unterthanen befohlen wurde, „auf die bevorſtehende Weinleſe hin die Fäſſer gut zu verpichen“, und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wiſſen, daß gegen Vipernbiß Nichts ſo gut wie Taxusbaumſaft.“ Ebenſo pflichteifrig erwies er ſich in Erfüllung richterlicher Funktionen, und wie er als Prinz der Hänſelpeter ſeiner Familie geweſen, ſo trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal ſitzenden Kaiſer die Advokaten ihren Spaß. Ein prozeſſirender Grieche warf ſogar in der Hitze ſeines Plaidoyer eines Tages dem Richter-Kaiſer das Wort: „Du biſt ein alter Eſel!“ in den Bart und eines andern Tages ein fälſchlich angeklagter römiſcher Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf [18]).

Als vortretende Züge in dem Charakter des Claudius bezeichnet Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grauſamkeit, von demſelben Zeugen betont, ganz gut ſich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in ſeiner Gegenwart vollziehen zu laſſen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenſpiel der ſterbenden Gladiatoren zu ſtudiren. Außerdem war er unmäßig im Eſſen und Trinken und maßlos im Wolluſtgenuß [19]). Aus ſeiner Feigheit, ſeiner Trunkſucht und ſeiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem ſeine Umgebung den Kaiſer-Simpel führte, ihn, der nach Dio's Ausdruck, der „Gebieter Roms und des Römerreichs geweſen iſt und doch nur ein Sklave“ [20]). Es paradirt in der modernen Geſchichte eine königliche Majeſtät, mit welcher dieſe römiſch-kaiſerliche eine ganz auffallende Aehnlichkeit hat: — Jakob der Erſte, der ſtammelnde, geifernde, geile, feige, blödſinnig-gelehrte Tropf von Stuart.

4.

Man muß geſtehen, daß Claudius ſo, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden; wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu ſein. Seine Verlobungs- und Heiratsverſuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erſte Braut Aemilia Lepida mußte er auf einen Wink des Auguſtus hin verſtoßen; ſeine zweite, Livia Medullina, ſtarb an dem zur Hochzeit feſtgeſetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ er ſich „um unbedeutender Händel willen“ von ihr ſcheiden, nachdem ſie ihm einen Sohn (Druſus) und eine Tochter (Claudia) — deren eigentlicher Vater aber der Freigelaſſene Boter war — geboren hatte. Sein zweiter, mit Aelia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren, mußte er ſich ihrer „ſchmachvollen Ausſchweifungen“ wegen von ihr ſcheiden. Jetzt verſchritt er dazu, in dritter Ehe ſeines Vetters Barbatus Meſſala Tochter

zu heiraten, die Valeria Meſſalina, welche ihm eine Tochter (Oktavia) und einen Sohn (Britannikus) gab und den ſchon vorher ſattſam gehörnten Kaiſer der Römer glücklich zum Kaiſer der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Calliſtus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem erſten Geheimſchreiber Narciſſus und dem Hofſchatzmeiſter Pallas beherrſchte Meſſalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß ſchön geweſen ſein, dieſes Weib, ſchön wie die Sünde, lockend wie eine wolluſtſchwere Sommernacht, beſtrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geiſt. Eine verzehrende Sinnlichkeit iſt ihres Lebens Luſt und Qual geweſen. Eine durch und durch dämoniſche Natur, hat ſie ſich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menſchlichkeit lachend hinweggeſchwungen und hat ſich in ihre beiſpielloſe Schamloſigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige aſiatiſche Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Meſſalina zur geſchichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörpe-

rung der Unzucht geſchaffen und eine gleich bizarre Laune des Schickſals hatte dieſes Geſchöpf auf einen Weltthron geſetzt. Und wie der Zug kalter Grauſamkeit, ſo durfte auch der Zug dämoniſchen Humors dieſem reizenden Gräuel von Weib nicht fehlen, um deſſen Aehnlichkeit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Rußland zu vollenden. In den Abſcheu vor dieſen drei Kaiſerinnen miſcht ſich aber doch unwillkürlich ein leiſes Mitleid, welches uns zuflüſtert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müſſe doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organiſation entlodert ſein.

Phyſiologiſch alſo läßt ſich das Räthſel der Erſcheinung Meſſalina's zur Noth erklären. Zu einer *pſychologiſchen* Löſung deſſelben fehlt uns leider ein Schlüſſel, wie uns für *ihre* Perſon Katharina die Zweite in ihren eigenhändigen Memoiren einen ſolchen hinterlaſſen hat. Ohne Zweifel würde Meiſter Tacitus im 9. oder 10. Buch ſeiner Annalen das Werden und Wachſen Meſſalina's unſerer Vorſtellung anſchaulich nahegebracht haben; allein bekanntlich ſind dieſe Bücher ſammt den zwei vorhergehenden ver-

loren. Für dieſen Verluſt bieten weder der fleißige, aber geiſtloſe Antiquar Sueton noch der charakterloſe Flachmaler Dio Erſatz, und was den Juvenal anlangt, ſo zeichnet er uns, wie Jedermann weiß, nicht die werdende Meſſalina, ſondern nur das fertige ſatyriaſiſtiſche Laſter.

Daß und wie ſie das werden konnte, iſt freilich bei Alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Claudius mußte ſich in der Frau des Claudius die Anlage des Dämoniſch-Böſen raſch und gewaltig entwickeln. Ein junges ſchönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, ſehr vernachläſſigter Erziehung, ohne eine Spur von ſittlichem Fond, hoch- und übermüthig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt“ verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs, — was Wunders, daß ſie den Taumelkelch, nachdem ſie ihn einmal an die Lippen gebracht, bis auf den Grund zu leeren dürſtete? Sie ſah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen und ſie zögerte nicht, ſich wie eine Tiger-

katze auf dieſelbe zu ſtürzen, um die tollſten Eingebungen einer ſicherlich ſchon frühzeitig und vollſtändig vergifteten Phantaſie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn Wolluſt und Grauſamkeit erſcheinen in Meſſalina ſo recht zu ſiameſiſchen Zwillingsſchweſtern zuſammengewachſen und in dem ganzen Thun und Treiben der „Meretrix Augusta“, wie Juvenal ſie ſo unübertrefflich bündig-wahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abſtoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erſt dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgeſogen iſt.

5.

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbeſondere Meſſalina es war, welche in der ſchwachen Hand des Claudius den kaiſerlichen Mordſtahl lenkte. Die Ausrottung der alten Ariſtokratie Roms, durch Auguſtus grundſätzlich begonnen, durch Tiberius

ſyſtematiſch fortgeſetzt, durch Caligula wahnwitzig-blutdürſtig weitergeführt, hatte auch unter Meſſalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge“ anderer Bürger ſind unter dieſer Regierung hingeſchlachtet worden [21]). Das Motiv der vorragendſten Morde war ſtets die Gier der Kaiſerin nach raſtloſem Wechſel im Sinnengenuß. Die Liebe — falls es erlaubt iſt, dieſes Wort zur Bezeichnung von ſo Verworfenem zu mißbrauchen — die Liebe dieſes Weibes wurde tödtlich, ſo oder ſo. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerſtand! Ihr Haß tödtete, ihre Gunſt befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzeſſin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo die Frau des Markus Vinicius, welche der Kaiſerin doppelte Veranlaſſung zum Haſſe gab. Denn die Prinzeſſin näherte ſich in auffallender Weiſe ihrem Oheim Claudius und Meſſalina war nicht gewillt, den Kaiſer-Simpel unter den Einfluß einer ſchönen und als ſehr gefällig bekannten Nichte gerathen zu

laſſen; ſodann begehrte ſie ſelbſt des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Claudius als Ehebrecherin verklagt — insbeſondere des Ehebruchs mit dem philoſophirenden Zweiächſeler Seneka — und der Kaiſer gezwungen, daraufhin erſt den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tödtung ſeiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der ſich ihm anbietenden Meſſalina ſich verſagte, ließ ſie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangeſehener Mann, welchen Claudius von der Statthalterſchaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in ſeine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Meſſalina, zur Frau zu geben. Die Kaiſerin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters lüſtern, trug ſich ihm an. Die Linkiſchkeit („rusticitas"), welche wir den Ovid an den wenigen keuſchen Damen ſeiner Zeit verhöhnen hörten, war alſo kein Fehler der Kaiſerin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verſtehen. Sofort verſchwor ſich die rachgierige Mänade mit dem Geheimſchreiber Narciſſus zum

Verderben Silans, welchen Claudius auf eine ganz alberne Vorſpiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der ſchöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Ballettänzer Mneſter, vormals Luſtknabe Caligula's, jetzt zum Liebhaber Meſſalina's gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältniſſes deutlich erkennend, den ſchamloſen Anträgen der Kaiſerin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile ſo in ihn verſchoſſen, daß ſie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palaſt eingeſperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Ballets und der kaiſerliche Hahnrei Claudius verwunderte ſich ſelber höchlich über das Nichtauftreten Mneſters, er, welchem man das ſtadtkundige Skandal des Lebenswandels ſeiner Gemahlin nicht mitzutheilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüthen („ob saevitiam“) Meſſalina's [22]). Es muß fürwahr eine tollkomiſche Szene geweſen ſein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiſer die Frage richtete, warum

denn Mneſter nicht mehr aufträte, und Claudius zur Antwort gab, er wi... wi... wiſſe es nicht, er kö... kö... könne Nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä... Tä... Tänzer nicht bei ſich. Was das für ein Ziſcheln und Flüſtern und Kichern und wohl auch herausplatzendes Lachen verurſacht haben mag und muß! Uebrigens hatte Mneſter das Unglück, der Zwangsliebhaber Meſſalina's geweſen zu ſein, ſpäter bei ihrem Verderben mit dem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in ſeiner Todesſtunde den Kaiſer erinnerte, ſich nur auf deſſen ausdrücklichen Befehl der Meſſalina „zur Verfügung" geſtellt (se dedisset), welchen Befehl das freche Weib dem Stumpfſinnigen abzuliſten gewußt, lügend, Mneſter weigere ſich, vor ihr zu tanzen [23]).

Müde des Anblicks einer Geſellſchaft, deren Daſein dem Mitlebenden Seneka zufolge nur „ein Zuſammenhauſen wilder Beſtien" war, erquickt ſich das Auge gerne an der berühmten Epiſode von Pätus und Arria, welche aus dieſem grundloſen Pfuhl gleich einer grünen Inſel emporſteigt...

In despotisch mißregierten Staaten erheben sich Verschwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, sondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil sie die einzigen Korrektive der Tyrannei sind. Wir müssen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römischen Aristokratie, Annius Vinicianus und Furius Camillus, zum Umsturz der Herrschaft des Claudius, d. h. der Messalina stifteten, ein patriotisches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigstens in seinen besten Tendenzen hoffnungsloses war. Es mißlang, zunächst deshalb, weil dem Camillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten seines Armeekorps alsbald den Gehorsam versagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikanischen Verfassung sprach. Damit, murrten sie, würden für sie die Tage des Müssiggangs und Wohllebens vorüber sein. Camillus, verrathen und verlassen, gab sich selber den Tod. Vinicianus that ebenso. Gegen die übrigen Verschworenen erhob sich eine unerbittliche Verfolgung und Messalina und ihr erster Hand-

langer, der Kammerherr und Geheimſchreiber Narciſſus, ſie benutzten eifrigſt die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Perſonen, obzwar dieſelben dem Komplotte ganz fremd, Tod oder Verbannung verhängen zu laſſen. Claudius, welcher ſich während der kurzen Dauer eines Scheins von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte, der er war, ſtotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze ſein kaiſerlich „Fi... fi... fiat“. Den Konſular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverſchworenen, traf das Urtheil, ſich ſelbſt zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt ſeine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelſten Styls geſchildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchſtößt ſich damit die Bruſt, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh', lieber Pätus, es thut nicht weh!“ Ermuthigt durch ein ſo glorreiches Beiſpiel, durchbohrt er ſich und ſtirbt. Der heldiſchen Frau aber ſtillt man das ſtrömende Blut, verbindet ihre Wun-

den und will ſie zwingen, zu leben. Sie aber ſagt: „Ich folge dem Gatten!“ und als ihr Tochtermann Pätus Thraſea ſie fragt: „Alſo wollteſt du, daß deine Tochter auch alſo mit mir ſtürbe, falls ein gleiches Loos mich träfe?“ gibt ſie zur Antwort: „Allerdings, falls ſie mit dir in ſo langer und inniger Verbindung gelebt hätte, wie ich mit Pätus.“ Man bewachte ſie, aber eines Tages ſprang ſie unverſehens vom Lager auf und zerſchellte ſich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht geſagt, daß ich ſicherlich den Weg zum Tode finden würde?“ Es wäre zu wünſchen, daß ein beſſerer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabſchrift der Arria verfaßt hätte: —

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das ſie der eigenen Bruſt lächelnd ſoeben entzog:
Sei du, ſpricht ſie, gefaßt! Die Wunde, die meinige, ſchmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich die, welche du, Pätus, dir ſchlägſt“ [24]).

6.

Derweil ſchritt die Kaiſerin auf der Bahn der Ausſchweifung bis zur äußerſten Gränze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unerſättlichkeit genugzuthun, unterließ ſie auch nicht, zugleich mit dem Kaiſer-Simpel von Gemahl übermüthigen Scherz zu treiben, indem ſie, die Nächte mit ihren Buhlern durchſchwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Kalpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamirung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, ſondern vielmehr ein teufliſcher Trieb zur Unheilſtifterei, wenn Meſſalina, das kaiſerliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchſten Geſellſchaftskreiſe zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu Ehebrecherinnen zu werden und in gräulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht“ zu ringen, welche freilich ihr ſelbſt ſogar eine verrufenſte Vettel, — wie

Plinius bezeugt hat — nicht ſtreitig zu machen vermochte [25]).

Und damit noch nicht genug. Es ſtachelte ſie, in dem gemeinſten Unflat der Lüderlichkeit ſich zu wälzen. Gelangweilt — mit Tacitus zu reden — gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecheriſchen Genüſſe, ſank ſie in unerhörtes Laſter hinab [26]). Nächtlicher Weile verließ ſie heimlich den Palaſt, um in einem der zahlloſen Lupanarien Roms unter dem Namen Lycisca als Prieſterin der Venus Vulgivaga für Geld zu fungiren. Juvenal hat dieſes „unerhörte Laſter“ an der ſchrecklichſten Stelle ſeiner ſchrecklichen ſechſten Satire beſchrieben, er, welcher, unter der Regierung des Claudius geboren, als ein Zeitgenoſſe der „Meretrix Augusta“ betrachtet werden darf. Es iſt das Gräßlichſte, was jemals über ein Weib ausgeſagt worden, und es *muß* Wahrheit ſein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in ſich ſelbſt tragend, nicht erfunden ſein *kann* [27]).

Mitten in dieſe beiſpielloſen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raſerei gränzende Leidenſchaft“ Meſſalina's [28]). Dieſe Leidenſchaft, deren

Gegenstand Cajus Silius war, der „schönste junge Mann Roms", entwickelte sich, die Kaiserin ins tausendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhaftesten Kapitel der Weltgeschichte, welches mit anderen Worten als denen des Tacitus erzählen zu wollen vermessen und lächerlich sein würde... Um des neuerkorenen Buhlers sich zu bemächtigen, zwang ihn Messalina, seine Gemahlin Junia Silana zu verstoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Mensch gewesen sein, der schöne Silius; denn er sah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „ seines Verderbens gewiß, so er widerstände, und bei dem großen Vortheil, welcher dabei war, suchte er Trost darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen". Messalina ihrerseits gefiel sich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamlosigkeit in dieses Verhältniß hineinzutragen. Sie besuchte ihren Liebhaber, den sie mit Schätzen und Ehrenstellen überschüttete, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge in seinem Hause, so daß daselbst der kaiserliche Haushalt und Hofstaat zu sehen war, als wäre er des Buhlers Erbschaft und Eigenthum.

Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinirend, wollte das ungeheuerliche Weib Etwas, was noch gar nie dageweſen war: — bei Lebzeiten ihres Kretin von Gemahl einen förmlichen und feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Darnach gelüſtete ſie alles Ernſtes und zwar „um der Größe der Ruchloſigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Lüderlichkeit iſt“. Nebenbei mag freilich zu dieſem Exceß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß ſich ein meſſaliniſcher Lebenswandel in die Länge nicht mehr ſo ſtraflos fortführen ließe. Sie beſaß übrigens, das muß man ihr nachſagen, vollauf den Muth der Frevelhaftigkeit und ſie muß denſelben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieſer ſeine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man ſich einmal in offenkundige Miſſethaten eingelaſſen, ſo iſt es das Klügſte, zur Tollkühnheit ſeine Zuflucht zu nehmen.“

Tacitus hat in Fortführung ſeiner Erzählung geſagt, er wiſſe wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung

an einem beſtimmten Tage, unter Zuziehung von Zeugen zur Beſiegelung des Ehekontrakts, mit des Kaiſers Gemahlin zur Heirat zuſammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe und daß endlich nach angerichtetem und im Beiſein von Gäſten eingenommenem Hochzeitsmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden ſei. Aber der ſtrenge Geſchichtſchreiber fügt ausdrücklich die Verſicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geſchöpft und nur Thatſächliches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Meſſalina's Charakter angeſehen, nicht ganz unglaubhaft erſcheint, was Sueton meldet: — daß ſie nämlich in humoriſtiſcher Tolldreiſtigkeit gewollt und durchgeſetzt habe, Claudius ſolle ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mitunterzeichnen, was der Simpel wirklich gethan, nachdem man ihm weißgemacht, dieſe Heirat ſei nur eine Scheinceremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden [29]).

7.

Jetzt aber ſchlug die Kriſis plötzlich in eine Kataſtrophe um; denn der Frevlerin verſagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Miniſter — (man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibiſche Stellung dieſer Höflinge bezeichnen ſoll) — Calliſtus, Pallas und Narciſſus ſahen den Vorſchritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachſendem Bedenken und Argwohn, und als die Perepetie des Stückes in Szene gegangen, überkam die Drei und ihren Anhang die nicht grundloſe Befürchtung, ſie könnten, ſo Meſſalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge bei Seite geſtellt oder wohl gar hingeſchafft werden, „wo kein Tag mehr ſcheint.“ So Etwas ließ ſich allerdings der Kaiſerin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbeſondere Narciſſus, waren zu erfahrene, gewandte und entſchloſſene Schurken, als daß ſie das Bedrohliche ſich allzunahe hätten auf den Leib rücken laſſen. Calliſtus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderſt

einen Verſuch machte, Meſſalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narciſſus, erkennend, daß bei der reißend ſchnellen Entwickelung der Sachen zum Diplomatiſiren keine Zeit mehr ſei, arbeitete ſofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin ſah.

Eine jener religiöſen Ceremonien, deren das römiſche Staatspfaffenthum ſo viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Claudius nach Oſtia. Dieſe Abweſenheit des armen Simpels wollte Meſſalina benützen, um als echte Bakchantin in höchſtem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgienſippſchaft im Palatium zu Rom das Weinleſefeſt zu begehen. Aberauch Narciſſus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Oſtia gewann er die beiden Maitreſſen des Kaiſers, Kalpurnia und Kleopatra, für ſeinen Plan und unterwies ſie in der bei Ausführung deſſelben ihnen übertragenen Rolle. Dieſe beſtand darin, ohne Verzug die kaiſerliche Majeſtät in das öffentliche Geheimniß Allerhöchſt Ihrer ungeheuerlichen Hahnreiſchaft einzuweihen. Nachdem alſo Claudius in Oſtia ſein Staatsopfer-

geſchäft abgemacht hatte, warf ſich ihm die Kalpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufſchrei: „Unerhörtes iſt geſchehen! Deine Gemahlin Meſſalina hat mit dem Cajus Silius Hochzeit gemacht!“ Kleopatra beſtätigt dieſe Neuigkeit und der angedonnerte Cäſar würgt nur mühſam das Wort heraus: „Ho... ho... holt mir den Na... Na... Narciſſus.“ Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregiſter der Kaiſerin dem maulaufſperrenden Stotterer, alſo ſeine Enthüllungen beſchließend: „Verzeih', o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausſchweifende Leben Meſſalina's dir ſo lange verhohlen habe. Ich ſah darin keine Gefahr, ſo lange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius u. ſ. w. ſich begnügte. Allein mit Silius iſt es ein ganz ander Ding. Du mußt wiſſen, o Herr, daß du ein geſchiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Meſſalina's mit Silius zugeſchaut, und ſo du dich nicht ſputeſt, iſt der neue Gemahl deiner Frau Meiſter der Hauptſtadt und des Reiches . . .“ Selbſtverſtändlich benahm ſich der Jammermenſch von Imperator unter

ſo gethanen Umſtänden jammerhaft. „Bi... bi... bi... bin ich noch Kaiſer? Oder iſt Si... Si... Silius bereits als ſolcher ausgerufen?“ ſtammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narciſſus und der von dieſem raſch herbeigerufene Gardegeneral Luſius Geta ſagten, was er zu thun hätte, d. h. Andere thun laſſen ſollte.

Derweil tobt zu Rom das meſſaliniſche Bakchanal. Sich überbietend in Ausgelaſſenheit feiert die Kaiſerin ihr Winzerfeſt. Die Kelternbäume knarren, die Kufen ſtrömen von Moſt. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Meſſalina ſelber, die langen ſchwarzen Haare fliegend, ſchwingt, die ſchönſte und keckſte der Mänaden, den Thyrſusſtab. Ihr zur Seite Silius, den Epheukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen einherwankend gleich einem Berauſchten unter dem jauchzenden Getöne der bakchiſchen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Feſtgäſte, Vettius, auf einen hohen Baum und auf die Frage: „Was ſiehſt du da oben?“ ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Oſtia herzieht.“

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwiſchtes Scherzwort, welches durch die Ereigniſſe nachmals zu einer Weiſſagung geſtempelt wurde? Wahrſcheinlicher doch wohl die erſte, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher ſich unterdeſſen wirklich in Oſtia zuſammengezogen hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerſchlag. So aber wirkte es, die lüderliche Feſtſippſchaft nach allen Seiten hin zerſtäubend. Von allen den Meſſalinariern, den Silius inbegriffen, welche ſo dreiſt eine Thronrevolution geplant hatten, verſuchte kein einziger, das hereinbrechende Geſchick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: ſo ſchmachvoll war dieſes Römerthum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die meſſaliniſchen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verſchont, aus Rückſicht auf ſeinen Oheim, und der ſchandbare Cäſonius, „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria.“

Die Kaiſerin hatte ſich vom geſtörten Winzerfeſt

hinweg nach ihrer Villa im lukulliſchen Parke begeben und von da machte ſie ſich, nachdem ſie die Fürbitte der älteſten Veſtalin beim Kaiſer nachgeſucht und zugeſagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Oſtia auf, um den Idioten von Gemahl zu beſchmeicheln. Aber ſchon ging von der, vor wenigen Stunden noch Allmächtigen, der ſcheuchende Peſtgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrſcheinlich Sklaven, gefolgt, ſchleppte ſie ſich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Thore angelangt, froh ſein, einen elenden Karren, zum Wegſchaffen des Unraths aus den Gärten beſtimmt, beſteigen zu können, um dem von Oſtia heimkehrenden Kaiſer entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Theilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebenswandels alle früheren Rückſichten überwog.“ Zu Deutſch: der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles Schandbarſte gerne nachgeſehen und verziehen; der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man Nichts. Es iſt wunderbar, wie in ſolchen Fällen

die Menſchen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiſer-Simpel auf dem Wege zwiſchen Rom und Oſtia zu ſprechen, ſo würde ſie ihn ohne Zweifel zu ſich herüber und ihre ſämmtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narciſſus wußte das wohl und hielt daher den Claudius feſtgepackt, indem er die Rückreiſe nach der Hauptſtadt auf demſelben Tragſeſſel mit ihm machte. Als nun Meſſalina herankam und ſchon von ferne dem Cäſar zurief, er ſolle, müſſe und werde die Mutter des Britannikus und der Oktavia hören, da überſchrie ſie der Kammerherr, nannte ſie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaiſers eine ſchriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Claudius, der keiner Pergamentrolle widerſtehen konnte, vertiefte ſich eifrigſt in dieſe Lektüre. Narciſſus beeilte den Weiterzug und ſo ging dieſe Begegnung erfolglos für Meſſalina vorüber. Auch ein Verſuch, den Kaiſer nach ſeiner Ankunft im Pa-

latium zu Rom durch den Anblick ſeiner zwei Kinder zu Gunſten der Mutter zu rühren, ſowie die von der Veſtalin Vibidia angebrachte Fürbitte — eine für eine Meſſalina fürbittende Veſtalin gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden — wurde durch den argusäugigen Narciſſus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte ſie noch und durfte, in den Park Lukulls zurückgekehrt, in der That hoffen, über die Schwäche des Kaiſers zu triumphiren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgeſuche an ihn gelangen zu laſſen, in welchen ſie alle Töne anſchlug, welche, wie ſie wußte, bei dem Kretin verfangen konnten. Und ſie verfingen wirklich. Denn eines Tages ſagte der Kaiſer, nachdem er reichlich geſpeiſ't und noch reichlicher getrunken hatte, man ſolle hingehen und der Unglücklichen („miserae") ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Vertheidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narciſſus ſtürzte hinaus, den Offizieren der Palaſtwache ankündigend, es ſei des Kaiſers Wille, daß Meſſalina's Hinrichtung ſofort vollzogen und durch den Freigelaſſenen Evodus vollſtreckt werde. Dieſer eilte in Begleitung eines Tri-

ıns ſpornſtreichs nach dem Parke, wo er die Kai=
rin „ausgeſtreckt am Boden liegend fand und neben
ır ſitzend ihre Mutter Lepida, welche, mit ihrer
ochter zerworfen, ſo lange dieſe glücklich geweſen,
tzt in ihrer Noth voll Mitleid zu ihr ſich neigte und
ır den Rath gab, einen anſtändigen (d. h. freiwil=
gen) Tod zu ſuchen, da ihr Leben doch einmal ver=
irkt ſei.“ Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler
Wille und ſie mühte ſich in fruchtloſen Klagen ab, bis
r Tribun ſchweigend und der Freigelaſſene mit ge=
einen Schimpfworten vor ihr ſtand. Da endlich
kennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm ſie den
olch und während ſie die Spitze zaghaft an Hals
ıd Bruſt verſuchte, wurde ſie vom Tribun durch=
hrt. Dem Kaiſer meldete man über Tafel, Meſſa=
ıa ſei ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach
m Wie? ſondern rief nach Wein und aß mit ge=
›hntem Appetit [30]).

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucretius, V, 1223.

2) Tu regere imperio populos, Romane, memento! Aen. VI, 852.

3) Alme Sol, possis nihil urbe Roma
Visere majus! Carm. Secul. II.

4) Aestus erat mediamque dies exegerat horam. etc. Amor. I, 5.

5) Felix, quem Veneris certamina mutua perdunt!
Dî faciant, laeti causa sit ista mei!
Induat adversis contraria pectora telis
Miles et aeternum sanguine nomen emat.
At mihi contingat Veneris languescere motu;
Cum moriar, medium solvar et inter opus!
Amor. II, 10, 29 seq.

6) Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Tacit. Annal. XV, 44.

7) „In manum mancipiumque mariti convenire.“

8) Matrimonium justum sine conventio in manum.

9) Sallust. Catil. 13, 15. Hor. carm. III, 6, 21, seq.

10) Propert. III, 13, 23.

11) Ludite formosae, casta est quam nemo rogavit:
Aut si rusticitas non vetat, ipsa rogat.
Amor. I, 8, 43.
Rusticus et nimium quam laedit adultera conjux,
Et notos mores non satis urbis habet.
Amor. III, 4, 37.

12) Sueton. Caligula, 50.

13) Cass. Dio, Hist. rom. LIX, 29. Sueton, Cal. 58, 59.

14) Josephus, Antiquit. Jud. XIX, 2, 3. Sueton, Claudius, 10.

15) Mater Antonia portentum eum hominis dictitabat, nec absolutum a natura, sed tantum inchoatum, ac si quem secordiae argueret, stultiorem aiebat filio suo Claudio. Sueton, Claudius 3.

16) Ibid. 4: — „Sin autem *ἐλαττῶσθαι* sentimus eum *καὶ βεβλάφθαι καὶ εἰς τὴν τοῦ σώματος καὶ εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀρτιότητα*“ . . . In einer andern in demſelben Kapitel mitgetheilten Epiſtel nennt der Kaiſer den Prinzen einen „misellus“.

17) Ibid. 21, 30. Dio, LX, 2: — „*Τὸ δὲ δὴ σῶμα νοσώδης, ὥστε καὶ τῇ κεφαλῇ καὶ ταῖς χερσὶν ὑποτρέμειν; καὶ διὰ τοῦτο καὶ τῷ φωνήματι ἐσφάλλετο.*“

18) Sueton, Claud. 15, 16, 41, 42.

19) Ibid. 33. „Libidinis in foeminas profus issimae.“ Es iſt ſehr charakteriſtiſch für die damaligen Sitten, d. h. Unſitten, daß Sueton trocken hinzufügt: „Marium omnino expers.“

20) Dio, l. c.

21) Seneca, ad Lucil. X, 14. Sueton, Claud. 29.

22) Tacitus, Annal. XI, 12.

23) Dio, l. c. 14, 27, 28. Tacitus, l. c. 26.

24) Seneca, De ira, II, 8. Dio, l. c. 15, 16. Plinius jun., Epist. III, 16. Martialis, Epigr. I, 14.

25) Dio, l. c. 18, 31. Plinius, Hist. nat. X, 63: — „Messalina, Claudii Caesaris conjux, regalem existimans palmam, elegit in id certamen nobilissimam (sic!) e prostitutis ancillam mercenariae stirpis, eamque nocte ac die superavit quinto ac vicesimo concubitu.“

26) Tacitus, l. c. 26: — „Jam Messalina, facilitate adulterorum in fastidium versa, ad incognitas libidines profluebat.“

27) . . . . . Claudius audi
Quae tulerit. Dormire virum quum senserat uxor,
Ausa Palatino tegetem praeferre cubili,
Sumere nocturnos meretrix Augusta cucullos,
Linquebat comite ancilla non amplius una,
Sed nigrum flavo crinem abscondente galero,
Intravit calidum veteri centone lupanar,
Et cellam vacuam atque suam: tunc nuda papillis
Constitit auratis, titulum mentita Lyciscae,
Ostenditque tuum, generose Britannice, ventrem.
Excepit blanda intrantes atque aera poposcit
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus.
Mox, lenone suas jam demittente puellas,
Tristis abit; et, quod potuit, tamen ultima cellam
Clausit, adjuc ardens rigidae tentigine vulvae,
Et lassata viris necdum satiata recessit:

Obscurisque genis turpis fumoque lucernae
Foeda lupanaris tulit ad pulvinar odorem.
Juvenal, VI, 115 seq.

28) Novus et furori proximus amor. Tacit. l. c. 12.

29) Sueton, Claud. 26, 29. Tacitus, l. c. 12, 26, 27.

30) Tacitus, l. c. 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38. Dio, l. c. 31.

Das

Theater im Mittelalter.

1.

So man heutzutage Theater und Kirche in einem Athem nennt, ſchlägt die gläubige Einfalt ein Kreuz und die rechnende Heuchelei die Hände über dem Krummmacher-Scheitel zuſammen. Und doch iſt das Drama ein ſo legitimes Kind der Religion, als nur je eine Mutter eines geboren hat. Freilich wollen Sankt Bonzius und Sankta Tartuffia von dieſer Thatſache Nichts mehr hören oder wiſſen und zwar mit gutem Grund. Denn es kann ja überhaupt nicht den Intereſſen des ſehr hochwürdigen Herrn und der ſehr ehrwürdigen Dame dienlich ſein, wenn das „erſtgeborene Kind Lucifers“, im hölliſchen Pfuhl getauft „Hiſtoriſche Kritik“, mit „pietätlos-verwegener“ Hand die Urſprünge und Anfänge deſſen nachweiſ't, was für heilig oder

unheilig gilt unter Menſchen. Das ſüße Denknichts und die wohlige Unwiſſenheit erleiden durch ſolche Pietätloſigkeiten der raſtloſen Lichtbringerin gar unſanfte Stöße und unbequeme Störungen . . .

Die dramatiſche Dichtung und theatraliſche Kunſt des griechiſch-römiſchen Alterthums waren, wie Wiſſenden wohlbekannt, aus dem Gottesdienſt hervorgegangen, und zwar ſowohl nach der tragiſchen als nach der komiſchen Seite ihrer Entwickelung hin. Die antiken Theater, wenigſtens die helleniſchen, waren Kultſtätten, die Aufführungen Kulthandlungen, und wer die Tragödien eines Aeſchylos und Sophokles kennt, wird das nicht befremdend finden. Mit ihrem Sinken freilich verlor die antike Bühne mehr und mehr ihren gottesdienſtlichen Charakter, bis ſie dann zur römiſchen Kaiſerzeit nur noch die Widerſpiegelung einer allgemeinen und grauenhaften Sittenverderbniß war. Wolluſt und Grauſamkeit, dieſe zwei vortretenden unter den die Geſellſchaft von damals beſtimmenden Motiven, ſpektakelten, wie in der Welt ſelbſt, ſo auch auf den Brettern, welche „die Welt bedeuten“. War es doch im

1. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung mit der antiken Tragik ſoweit gekommen, daß in einem Trauerſpiel, „Herkules auf dem Oeta“, die Titelrolle von einem zum Tode verurtheilten Verbrecher geſpielt werden mußte, welcher ſchließlich, zur Erhöhung der theatraliſchen Illuſion, auf der Bühne lebendig verbrannt wurde. In einem Trauerſpiel deſſelben Schlages, „Dädalus“, beſtand die tragiſche Pointe darin, daß der Träger der Titelrolle im kretiſchen Labyrinth dem Minotaurus, deſſen Rolle einem Bären überbunden worden, zum Zerreißen preisgegeben ward. In lasciver Richtung gipfelte die Entartung der antiken Bühne erſt im 4., 5. und 6. Jahrhundert der chriſtlichen Aera, namentlich in den öſtlichen Provinzen des römiſchen Reiches. Zur Zeit Konſtantins machte ein Ballet Furore, deſſen Zugkraft darin beſtand, daß die Tänzerinnen, im Koſtüm von Mutter Eva, vor dem Zwiegeſpräche mit der Schlange, eine Badſzene aufführten, und zur Zeit Juſtinians hatte dieſes Kaiſers nachmalige ſehr „orthodoxe“ und „fromme“ Gemahlin Theodora ihre Laufbahn damit begonnen, daß ſie bloß

mit einem ſchmalen Gürtel bekleidet auf der Bühne erſchien, um darzuſtellen, was nur die Schamloſigkeit eines Prokopius zu beſchreiben vermochte.

Sehr begreiflich daher, daß die chriſtlichen Kirchenväter von Tertullian an alle Donner ihres Eifers und ihrer Beredtſamkeit gegen das Schauſpielweſen losließen. Mit Fug und Recht konnte Chryſoſtomus die Theater von damals „Wohnungen Satans, Schauplätze der Zuchtloſigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Hörſäle der Peſt und Gymnaſien der Ausſchweifung“ ſchelten. In dem Recept der großen Faſtenkur, welche das Chriſtenthum der verkommenen antiken Geſellſchaft verordnete, bildete das auf die Schauſpiele, Schauſpieler und Schauſpielerinnen geſchleuderte Anathema eine ſtehende Rubrik. Biſchöfe, Synoden und Koncilien bemühten ſich unabläſſig, die Gläubigen zu vermögen, daß ſie der „unheiligen Augenluſt“ möglichſt ſich enthielten oder ganz entwöhnten.

Wenn jedoch der Geiſt ſtark war, ſo war das Fleiſch noch ſtärker. Die Chriſten liefen mit nicht geringerer Gier als die Heiden in die Theater und

die christliche Klerisei mußte zuletzt achselzuckend zur Anerkennung der großen Wahrheit sich herbeilassen, daß der Mensch eben kein theologisches Abstraktum, sondern ein sehr konkretes Wesen, welches schlechterdings essen, trinken, heiraten und verschiedenartlich unterhalten und belustigt sein wolle. Und ferner, daß man das Volk nur mittelst des Hebelwerkes realer Anschauungen einigermaßen annähernd zur idealen Region emporheben könne; daß die denkträge Menge, d. h. der ungebildete und der gebildete Pöbel, zur Aneignung religiöser Begriffe der Vermittelung durch mythologische Vorstellungen bedarf; sowie endlich, daß der große Haufe Moralpredigten am liebsten in einer Form vernimmt, welche dem Utile das Dulce beimischt. Mit andern Worten, die christliche Geistlichkeit gelangte frühzeitig zu der Einsicht, daß, wenn die Heiden, welche an den künstlerisch gestalteten, die Sinne angenehm berührenden und aufregenden Gottesdienst ihrer Religion gewöhnt waren, für den neuen Glauben gewonnen werden sollten, dieselben im Christenthum, im Kult der christlichen Kirche Alles wiederfinden müßten, was

ſie im Heidenthum verlaſſen ſollten. Demzufolge handelte es ſich darum, die unheilige Augenluſt im heidniſchen Sinn in eine heilige im chriſtlichen umzuwandeln und innerhalb der chriſtlichen Gotteshäuſer ſelbſt der Schauluſt Befriedigung zu gewähren.

Selbſtverſtändlich ſoll damit nicht geſagt ſein, daß der geſammte Kult, das ganze Ceremoniell der chriſtlichen Kirche auf dieſes Motiv zurückzuführen ſei. Iſt es doch allbekannt, daß auf die Geſtaltung des chriſtlichen Gottesdienſtes auch noch anderweitige Anregungen eingewirkt haben. Immerhin jedoch iſt hier der Punkt, von welchem Entſtehung und Wachsthum des modernen Theaters ausgegangen — modern als Gegenſatz zu antik gefaßt. Ja, ſo recht im Schooße der Kirche iſt das moderne Theater entſprungen und ſein urſprünglicher Charakter iſt durchaus ein religiöſer geweſen.

Die kirchliche Politik — eine pfiffigere und zähere hat es nie gegeben — ſuchte im Vorſchritt der Zeit ſämmtliche bildende und redende Künſte ſich dienſtbar und nutzbar zu machen und ſie hat auch

das christliche Drama und die christliche Schaubühne geschaffen. Der Keim dazu war gegeben in der Feier des Abendmahls, in den hiebei stattfindenden Wechselreden des Priesters, des Diakonus und der Gemeinde. Hieraus gestaltete die Kirche ein liturgisches Drama, die Messe, eine dramatische Gedächtnißfeier des Opfertodes Christi. Sehr richtig und treffend hat ein strengkatholischer Autor bemerkt: „Mittelst und in der Messe hat die Kirche aus dem Gottesdienst ein Kunstwerk gemacht.“ Und wie die Abendmahlsfeier, nahmen auch andere Kulthandlungen mehr oder weniger mimischen und theatralischen Charakter an. So die Festprozessionen und Leichenpompe, das Pfalliren an den Gräbern der Märtyrer und Dergleichen mehr.

2.

Auf diesem spezifisch christlich-kirchlichen Boden blieb jedoch die Entwickelung des kirchlichen Drama's und Theaters nicht stehen. Zur Förderung derselben trugen nämlich auch von anderen Seiten her-

ſie im Heidenthum verlaſſen ſollten. Demzufolge handelte es ſich darum, die unheilige Augenluſt im heidniſchen Sinn in eine heilige im chriſtlichen umzuwandeln und innerhalb der chriſtlichen Gotteshäuſer ſelbſt der Schauluſt Befriedigung zu gewähren.

Selbſtverſtändlich ſoll damit nicht geſagt ſein, daß der geſammte Kult, das ganze Ceremoniell der chriſtlichen Kirche auf dieſes Motiv zurückzuführen ſei. Iſt es doch allbekannt, daß auf die Geſtaltung des chriſtlichen Gottesdienſtes auch noch anderweitige Anregungen eingewirkt haben. Immerhin jedoch iſt hier der Punkt, von welchem Entſtehung und Wachsthum des modernen Theaters ausgegangen — modern als Gegenſatz zu antik gefaßt. Ja, ſo recht im Schooße der Kirche iſt das moderne Theater entſprungen und ſein urſprünglicher Charakter iſt durchaus ein religiöſer geweſen.

Die kirchliche Politik — eine pfiffigere und zähere hat es nie gegeben — ſuchte im Vorſchritt der Zeit ſämmtliche bildende und redende Künſte ſich dienſtbar und nutzbar zu machen und ſie hat auch

das christliche Drama und die christliche Schaubühne geschaffen. Der Keim dazu war gegeben in der Feier des Abendmahls, in den hiebei stattfindenden Wechselreden des Priesters, des Diakonus und der Gemeinde. Hieraus gestaltete die Kirche ein liturgisches Drama, die Messe, eine dramatische Gedächtnißfeier des Opfertodes Christi. Sehr richtig und treffend hat ein strengkatholischer Autor bemerkt: „Mittelst und in der Messe hat die Kirche aus dem Gottesdienst ein Kunstwerk gemacht.“ Und wie die Abendmahlsfeier, nahmen auch andere Kulthandlungen mehr oder weniger mimischen und theatralischen Charakter an. So die Festprozessionen und Leichenpompe, das Psalliren an den Gräbern der Märtyrer und Dergleichen mehr.

2.

Auf diesem spezifisch christlich-kirchlichen Boden blieb jedoch die Entwickelung des kirchlichen Drama's und Theaters nicht stehen. Zur Förderung derselben trugen nämlich auch von anderen Seiten her-

kommende Einflüſſe bei. Zuvörderſt, in freilich nur geringem Maße, die Reminiscenz der antiken Dramatik oder, genauer geſprochen, der griechiſchen Tragödie. Im 4. Jahrhundert wurden zum Gebrauche in Schulen von chriſtlichen Gelehrten fromme Schauſpiele zuſammengeſchrieben, welche nicht nur den altgriechiſchen nachgebildet, ſondern auch zu einem guten Theil aus Verſen der griechiſchen Tragiker, insbeſondere des Euripides, zuſammengeſetzt waren. Die deutlichſte Anſchauung von dieſer traurigen Tragik gibt der mit Recht oder Unrecht dem Gregor von Nazianz zugeſchriebene „Leidende Chriſtus“ (*Χριστὸς πάσχων*), in welchem Flickſtück die Mutter Jeſu beim Empfang der Nachricht, daß ihr Sohn vom Judas Iskariot verrathen worden, in euripideiſchen Verſen der Mutter Erde und dem Sonnengott Helios ihr Leid zu klagen ſich bemüſſigt ſieht *).

---

*) *Ὦ Γαῖα μῆτερ, Ἡλίου τ' ἀναπτυχαί,*
Οἷων λόγων ἀῤῥητον εἰσήκουσ' ὄπα.
(O, Mutter Erd', ihr Sphären all' des Helios,
Was für unſeliger Kunde Laut vernahm mein Ohr!)

Gewiß haben derartige geiſtverlaſſene Schulfuchſereien auf die Fortbildung des modernen Theaters nur höchſt unbedeutend eingewirkt. Ein größerer Einfluß dagegen iſt den mimiſchen Spielen der Römer zuzuſchreiben, welche in der Form von vulgären, meiſt ganz ſchauderhaft zotigen Mummereien und Poſſen ſich ins Mittelalter hinüberſchwindelten, getragen von dem unausrottbaren Geſchlechte der Mimen und Jokulatoren, welche in den provençaliſchen Jongleurs, den ſpaniſchen Joglars und den normanniſch-engliſchen Minſtrels fortlebten. Denn es unterſteht keinem Zweifel, daß die chriſtliche Geiſtlichkeit in eben dem Maße, in welchem das geiſtliche Schauſpiel reicher und vielgeſtaltiger ſich entwickelte, mehr und mehr genöthigt war, mit

---

Die arme „Θεοτόκος“ wird überhaupt in dem Stücke häufig unfreiwillig zur komiſchen Perſon. Der Verfaſſer hat auch die Reſpektswidrigkeit begangen, der fürchterlich Redſeligen gelegentlich durch den „Chor“ ſagen zu laſſen (V. 438):

Τί τοῦσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις λόγους;
Ὀλωλέ σοι παῖς, καὶ κινεῖς πολλοὺς λόγους.
(Wie magſt alſo bombaſtiſiren du allfort?
Dir ſtirbt der Sohn, du aber ſchwatzeſt immerzu.)

dem leichten Völklein der „Fahrenden“ ſich zu verbinden und die Mitwirkung dieſer „Leute vom Fach“ bei Aufführung der chriſtlichen Dramen in Anſpruch zu nehmen. Dieſem Umſtand iſt wohl hauptſächlich ſchuldzugeben, daß mit der Zeit in die heiligen Spiele Profanirungen der frechſten Art eingegangen ſind.

Den Vorſchritt vom liturgiſch-dramatiſchen Gottesdienſte zum entwickelteren gottesdienſtlichen Drama finden wir in den weit ins chriſtliche Alterthum zurückreichenden Bemühungen der Geiſtlichen, den Inhalt der weihnächtlichen und öſterlichen Mythen dramatiſch-theatraliſch in den Kirchen zu geſtalten. Man hat Grund, anzunehmen, daß derartige Beſtrebungen ſchon im 5. und 4. Jahrhundert vorkamen und vorzüglich dem Eifer der orthodoxen Partei zu verdanken waren, welcher ſie antrieb, mittelſt größerer Vielgeſtaltigkeit und Pracht des Kultus der arianiſchen Partei den Rang abzulaufen. Frühzeitig müſſen derartige kirchlich-theatraliſche Verſuche auch ſchon dieſſeits der Alpen angeſtellt worden ſein; denn eine alte Handſchrift der St. Galler Stiftsbibliothek unterrichtet uns, daß und wie in älteſter Zeit in der

Klosterkirche von St. Gallen die Auferstehungsfeier in Szene gesetzt worden ist. Am Charfreitag nämlich legte man dort ein großes, mit Leinwand umwickeltes Bild des Gekreuzigten in das Grab, besprengte es mit Weihwasser und räucherte es an. In der Osternacht sodann suchten drei als Frauen verkleidete Mönche den Leichnam des Heilands in dem Grabe und sangen die bezüglichen Stellen der Schrift ab. Diesen gaben zwei andere als Engel maskirte Geistliche aus dem Grabe hervor Antwort und drei weitere Priester recitirten in der Rolle von Fremdlingen die übrige Erzählung von der Auferstehung Christi, wie sie in den Evangelien steht. Inzwischen erschien ein neunter Mönch auf dem Hochaltar, mit einem rothen Meßgewand angethan und eine Fahne schwingend. Er stellte den auferstandenen Heiland vor und gab sich singend der Maria zu erkennen. Zum Beschlusse fiel das versammelte Volk als Chorus in diese geistliche Osteroper ein, indem es jubelnd anstimmte: „Christ ist erstanden!"

Aus solchen innerhalb der Kirchen selbst zur Darstellung gebrachten Dramatisirungen der weih-

nächtlichen und österlichen Evangelienkapitel entwickelte sich das kirchliche Schauspiel des Mittelalters und gestalteten sich die sogenannten „Mysterien“ oder „Mirakel-Spiele“, Benennungen, die sich handgreiflich daraus erklären, daß sie die Geheimnisse des christlichen Dogma's und die Wunder der jüdisch-christlichen Mythologie im weitesten Umfange zu Gegenständen hatten. In Frankreich hießen diese Dramen „Geheimnisse“ (Mystères), in Italien „Evangelien“, „Beispiele“ oder „geistliche Komödien“ (Vangelii, Esempii, Comedie spirituali), in Spanien „Handlungen“ (Autos), in England „Wunderspiele“ (Miracle-Plays, vom lateinischen miraculum und vom angelsächsischen plegian, spielen), in Deutschland endlich „Weihnachtsspiele“ und „Osterspiele“ oder „Passionsspiele.“ Was diese Schauspiele für eine unwiderstehliche, auf Kleriker und Laien gleichmäßig geübte Zugkraft besaßen, bezeugt der Umstand, daß bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein die Bemühungen von Päpsten und Bischöfen andauerten, das Innere der Gotteshäuser wenigstens vor den skandalösesten Ausschreitungen

dieſes kirchlichen Komödienweſens zu bewahren. Dies wurde inſofern erreicht, als im Laufe der Zeit die Kirchen nicht mehr Raum genug boten, den theatraliſchen Apparat und die Zuſchauermaſſen zu faſſen, ſo daß man ſich gezwungen ſah, die Myſterienbühnen auf den Kirchhöfen und weiterhin auf den öffentlichen Plätzen der Städte aufzuſchlagen.

3.

Die theatraliſchen Zurüſtungen und die ſzeniſche Technik ſind anfänglich gewiß höchſt einfach, roh und dürftig geweſen. Aber ſchritthaltend mit der literariſchen Ausbildung der Mirakelſpiele oder vielmehr dieſelbe überholend kam auch die Einrichtung und Ausſchmückung der Bühne, das Koſtüm der Schauſpieler, die Maſchinerie, die Beihülfe von Muſik, Geſang und Tanz, kurz, das Zuſammenwirken von Alledem, was wir unter theatraliſchen Künſten verſtehen, zu reicher Entfaltung und An-

nächtlichen und österlichen Evangelienkapitel entwickelte sich das kirchliche Schauspiel des Mittelalters und gestalteten sich die sogenannten „Mysterien“ oder „Mirakel-Spiele“, Benennungen, die sich handgreiflich daraus erklären, daß sie die Geheimnisse des christlichen Dogma's und die Wunder der jüdisch-christlichen Mythologie im weitesten Umfange zu Gegenständen hatten. In Frankreich hießen diese Dramen „Geheimnisse“ (Mystères), in Italien „Evangelien“, „Beispiele“ oder „geistliche Komödien“ (Vangelii, Esempii, Comedie spirituali), in Spanien „Handlungen“ (Autos), in England „Wunderspiele“ (Miracle-Plays, vom lateinischen miraculum und vom angelsächsischen plegian, spielen), in Deutschland endlich „Weihnachtsspiele“ und „Osterspiele“ oder „Passionsspiele.“ Was diese Schauspiele für eine unwiderstehliche, auf Kleriker und Laien gleichmäßig geübte Zugkraft besaßen, bezeugt der Umstand, daß bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein die Bemühungen von Päpsten und Bischöfen andauerten, das Innere der Gotteshäuser wenigstens vor den skandalösesten Ausschreitungen

dieſes kirchlichen Komödienweſens zu bewahren. Dies wurde inſofern erreicht, als im Laufe der Zeit die Kirchen nicht mehr Raum genug boten, den theatraliſchen Apparat und die Zuſchauermaſſen zu faſſen, ſo daß man ſich gezwungen ſah, die Myſterienbühnen auf den Kirchhöfen und weiterhin auf den öffentlichen Plätzen der Städte aufzuſchlagen.

3.

Die theatraliſchen Zurüſtungen und die ſzeniſche Technik ſind anfänglich gewiß höchſt einfach, roh und dürftig geweſen. Aber ſchritthaltend mit der literariſchen Ausbildung der Mirakelſpiele oder vielmehr dieſelbe überholend kam auch die Einrichtung und Ausſchmückung der Bühne, das Koſtüm der Schauſpieler, die Maſchinerie, die Beihülfe von Muſik, Geſang und Tanz, kurz, das Zuſammenwirken von Alledem, was wir unter theatraliſchen Künſten verſtehen, zu reicher Entfaltung und An-

wendung. Auf dem Höhepunkt ihrer Glanzzeit ſodann, alſo im 15. Jahrhundert, ſtellte ſich die Myſterienbühne überall, wo dieſes Theaterweſen mit Eifer gepflegt ward, als eine ſehr weitſchichtige Anſtalt dar. Denn für ihre großen Haupt- und Staatsaktionen bedurfte ſie einer ſehr geräumigen Szenerie, bedurfte ſie, da ſie Himmel, Erde und Hölle zugleich in den Kreis ihrer Handlung zog, eines dreiſtöckigen Aufbau's der Bühne. Noch mehr, es kam ſogar vor — wie z. B. noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Luzern — daß das Szenarium eines recht pompöſen Oſterſpiels über mehrere Plätze und Gaſſen einer Stadt ſich hindehnte.

Bei Vorführung von ſolchen heiligen Haupt- und Staatsaktionen agirten oft mehrere hundert Perſonen zugleich auf der Bühne und ſchon hieraus läßt ſich entnehmen, daß die Betreibung dieſer Art von frommer Schauſpielkunſt aus den Händen der Prieſter in die der Laien übergegangen ſein mußte. In Wahrheit finden wir denn auch, daß vom 13. Jahrhundert an dieſes ganze Komödienweſen zwar

noch unter der obersten Aufsicht und Leitung der Kirche stand, aber von den Kathedralen, Bischofspfalzen und Prälaturen in die mächtig aufstrebenden Städte übersiedelte und hier von den Klerikern an die Laien kam. Hierdurch gestaltete sich die Schauspielerei, wie im Mittelalter so vieles Andere, um nicht zu sagen Alles, korporativ, indem Genossenschaften von Gelehrten und Studenten zur Betreibung des heiligen Komödienspiels sich zusammenthaten oder auch unter der Leitung kundiger Männer Handwerkerzünfte sich damit befaßten. Nicht selten war übrigens die Anordnung und Aufführung der Mysterienspiele eine Angelegenheit der Gemeinde, deren Besorgung den Städtemagistraten von Amtswegen oblag. Aus einem Zubehör des Gottesdienstes ist demnach auf diesem Entwickelungswege das geistliche Schauspiel nach und nach ein geschäftliches Unternehmen oder ein politisches Institut geworden. Allein seines sakralen, seines gottesdienstlichen Grundcharakters ging es deshalb keineswegs verlustig, wie weiterhin an einem Beispiele gezeigt werden soll.

Die Erſcheinung der Mirakelſpiele in Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutſchland reicht weit ins Mittelalter zurück. Wird uns doch ſchon von einem der Hofräthe Karls des Großen, von dem Abt Angilbert erzählt, daß er zwei derartige kirchliche Schauſpiele gedichtet habe, und zwar in frieſiſcher Sprache, was um ſo merkwürdiger wäre, als die älteſten Myſterien ſammt und ſonders in der Sprache der Kirche, alſo lateiniſch verfaßt wurden. Die münchener Bibliothek bewahrt z. B. zwei lateiniſche und zwar verſifizirte Myſterienſpiele aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Schon im 12. und entſchiedener noch im 13. traten an die Stelle des kirchlichen Lateins die verſchiedenen Landesſprachen; am früheſten, wie es ſcheint, in Frankreich. Die Aufführungen fanden ſtatt zur Weihnacht, zu Oſtern, Pfingſten und, ſeit dem 13. Jahrhundert, am Fronleichnamstage.

Den Inhalt der Stücke bildeten die Legenden des alten und neuen Teſtaments, ſammt dem unendlichen Vorrath von Stoffen, welchen die mirakulöſen Lebensbeſchreibungen der Heiligen darboten.

Lieblingsgegenstände jedoch waren und blieben die Erzählungen von der Geburt und Kindheit Jesu, sowie von seinem Leiden, Sterben, Wiederauferstehen und Himmelfahren. Sehr oft wurde auch der Versuch gemacht, den ganzen Mythenkreis von der Erschaffung der Welt an bis zum Weltende in den Rahmen eines und desselben Mirakelspiels zu spannen. Da entstanden dann wahre Ungeheuer von Schauspielen, deren Aufführung nicht nur Tage, sondern Wochen in Anspruch nahm. Ein vor König Karl dem Sechsten von Frankreich im Jahre 1380 dargestelltes Mysterium hatte nicht weniger als 23 Akte. Zu Skinnerswell in England wurde im Jahre 1409 ein Miracle-Plays von der Weltschöpfung und dem Weltgericht tragirt, welches volle acht Tage spielte. Den Zuschauern, welche die ganze Darstellung aushalten würden, war ein tausendjähriger Sündenablaß förmlich garantirt, woraus zu ersehen, daß der Genuß von so einer heiligen Komödie noch immer als ein gottesdienstlicher Akt angesehen gewesen ist. Im 15. und 16. Jahrhundert erst gipfelten die fromme Schaulust und

andächtige Geduld. Denn wir wissen aus dieser Zeit von Mysterienaktionen zu Valenciennes und Bourges, deren eine 25, deren andere sogar 40 Tage währte. Selbstverständlich bemaß sich die Ausdehnung des den Zuschauern gewährleisteten Ablasses nach der Beharrlichkeit derselben.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts an macht sich eine beträchtliche Bereicherung des geistlichen Schauspiels bemerkbar, bewerkstelligt durch die Einführung allegorischer Personen. In Folge dessen hat sich aus den Mysterien eine Abart derselben herausgezweigt, die sogenannten „Moralitäten", mit Fug so geheißen, weil es dramatisirte Moralpredigten waren, vorgetragen von Personifikationen aller möglichen Tugenden und Laster. In Frankreich erfunden, hat diese Gattung mittelalterlicher Schauspiele auch in Spanien und England großen Anklang gefunden.

4.

Die französische, englische und deutsche Literatur besitzt reichhaltige gedruckte Sammlungen von My-

ſterien-, Mirakel-, Weihnachts- und Oſterſpielen und ebenſo von Moralitäten. Weniger iſt in Italien und Spanien für die Sammlung derartiger mittelalterlicher Reliquien geſchehen. Man muß jedoch unumwunden ſagen, daß dieſe Textbücher der kirchlichen Komödie weit mehr nur einen kultur- und kunſtgeſchichtlichen als äſthetiſchen und literariſchen Werth beſitzen. Es ſind, mit ganz wenigen Ausnahmen, ungefüge und ungeſchlachte, mitunter geradezu rührend ungeſchickte Kompoſitionen, ihrer dramatiſchen Form ungeachtet weit mehr epiſchen als dramatiſchen Charakters, unendlich breit, fabelhaft langweilig. Ihre Leſung iſt eine der ſchwerſten Geduldproben, welchen ein Literarhiſtoriker unterworfen werden kann, und leider wird ihm ſeine Aufopferung nicht durch die Ausſicht auf ein entſprechendes Maaß von Sündenablaß vergütet. Am genießbarſten ſind noch die engliſchen Miracle-Plays, in welchen wenigſtens da und dort ein Ton anklingt, welcher auf die nachmalige herrliche Blüthenentfaltung der dramatiſchen Poeſie im Heimatlande Shakſpeare's hindeutet.

Nicht zu umgehen iſt die Erwähnung der That-

ſache, daß in den franzöſiſchen Myſtères mitten in der heiligſten Umgebung nicht ſelten das profanſte Gelächter aufwiehert. Beauchamps hat in ſeinen „Recherches sur les théâtres de France“ ein berüchtigtes Beiſpiel mitgetheilt. Gottvater ſchläft im oberſten Stockwerk der Bühne auf ſeinem Himmelsthron, während im mittleren die Kreuzigung Chriſti vorgenommen wird. Ein Engel macht Meldung hievon und weckt den Schlafenden mit den Worten: „Ewiger Vater, Ihr thut unrecht und bedeckt Euch mit Schmach. Euer vielgeliebter Sohn iſt todt und Ihr ſchlaft wie ein Betrunkener (Père éternel, vous avez tort et devriez avoir vergogne. Votre fils bien-aimé est mort et vous dormez comme un yvrogne).“ Gottvater: „Was, er iſt todt?“ Engel: „Allerdings.“ Gottvater: „Hol' mich der Teufel, ich wußte Nichts davon (diable m'emporte, qui en savais rien)!“ Es ließe ſich zu dieſer Probe unſchwer eine ziemlich lange Reihe ebenbürtiger Parallelſtellen anführen, falls es nicht an dem mitgetheilten Beiſpiele mittelalterlicher Frömmigkeit ſchon genug wäre. Um übrigens zu be-

greifen, wie ſolche freche Traveſtieen auf der kirchlichen Bühne des Mittelalters möglich waren, muß man ſich erinnern: 1) im Allgemeinen, daß die angeblich „gute, alte, fromme Zeit“ in Wahrheit und Wirklichkeit eine der verworfenſten, zucht- und ſchamloſeſten Zeiten geweſen iſt, die es jemals gegeben; und 2) im Beſonderen, daß ja auch das über alle Beſchreibung wüſte Skandal der mittelalterlichen „Narren- und Eſelsfeſte“ in den franzöſiſchen Kirchen am lauteſten getobt hat.

Ihre höchſte dichteriſche Vollendung fand die mittelalterlich kirchliche Dramatik erſt nach dem Mittelalter und zwar in einem Lande, welches in dieſem ſtecken blieb und grauenhaft verkam, in Spanien nämlich durch Lope und Calderon. In den „Autos“ dieſer Poeten glüht daſſelbe Feuer, welches aus den Madonnenbildern Murillo's leuchtet; und nicht weniger daſſelbe Feuer, welches die Scheiterhaufen der Inquiſition entflammte. Natürlich haben ſich, wie in Spanien, ſo auch in anderen katholiſchen Ländern die Myſterienſpiele länger gehalten als in proteſtantiſchen. So hörten ſie z. B. in der ſchwä-

bischen Reichsstadt Gmünd erst mit der Einverleibung derselben in das napoleonische Königreich Würtemberg auf und nicht ganz gleichgültig mag es sein, zu vernehmen, daß eine blasse Tradition existirt, der Knabe Schiller habe, während er mit seinen Eltern in Lorch lebte (1765—68), durch ein im nahegelegenen Gmünd gesehenes Osterspiel die ersten dramatischen Eindrücke und Anregungen empfangen. Daß noch heute zu Oberammergau in Baiern das österliche Passionsspiel auf völlig kunstgerecht aufgebauter und eingerichteter Mysterienbühne von Zeit zu Zeit feierlich tragirt wird, ist allbekannt.

Freilich, eine solche Mumisirung mittelalterlicher Bräuche kann nur noch die Bedeutung einer anachronistischen Absonderlichkeit haben. Denn je mehr sich das Mittelalter seinem Ende zuneigte, um so mehr gewann der realistisch-moderne Geist über den supranaturalistisch-romantischen das Uebergewicht oder, richtiger gesprochen, das Mächtigwerden des realistischen Geistes ist es gewesen, was die mittelalterliche Weltanschauung zu verdrängen anhob. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts sehen wir da-

her in Frankreich, in England und in Deutschland das geistliche Schauspiel vor den Anfängen des weltlichen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Das weltliche aber bildete sich, wie Jedermann weiß, zunächst nach der komischen Seite hin aus dem derben Volkshumor heraus, wie er in den Mummereien und Schwänken der Fastnachtszeit rumorte. Die Gassen der deutschen Städte widerhallten von derartiger sehr „realistischer" Schwankpoesie, in welcher Zoten und Prügel als drastisch-dramatische Hauptmotive wirkten. Eine Art von literarischer Gestaltung erhielten diese Stegreifpossen zuerst in Nürnberg und zwar durch Hans Rosenblüt und Hans Folz (1450), bis dann achtzig Jahre später der treffliche Hans Sachs „Fastnachtsspiele" dichtete, von welchen etliche neben ihrem sittengeschichtlichen Werth auch des literarischen nicht ermangeln (z. B. „Das Narrenschneiden").

Eine sehr bedeutsame Erweiterung fand sodann das deutsche Fastnachtsspiel, als zur Reformationszeit die oppositionelle Polemik in die volksmäßige Komödie einging. Schon frühzeitig kündigte diese

Tendenz ſich an. Denn bereits um 1480 entſtand das dem Geiſtlichen Theodor Schernberg zugeſchriebene Stück, welches die Legende von der angeblichen Päpſtin Johanna dramatiſirte unter dem Titel: „Das Spiel von Fraw Jutten, welche Bapſt zu Rhom geweſen.“ Als reifſte Frucht dieſer reformatoriſch-polemiſchen Volkskomödie können die beiden Faſtnachtsſpiele angeſehen werden, welche der hochbegabte berner Staatsmann, Maler und Dichter Nikolaus Manuel ſchrieb und im Jahre 1522 in ſeiner Vaterſtadt auf einer an der Kreuzgaſſe errichteten Bühne durch eine Truppe von Bürgerſöhnen aufführen ließ. Beſonders die eine dieſer Komödien, in welcher, wie der Titel beſagt, „die Wahrheit in ſchimpffs wyß vom Bapſt und ſiner Prieſterſchaft gemeldt würt“, ſtrotzt von charakteriſtiſchen Zügen und Niemand wird ohne Belehrung und Ergötzung die erbaulichen Konfeſſionen der „Pfaffenmagd“ Lucia Schnebeli mitanhören, welche in dem Stück eine Hauptrolle ſpielt.

Ninon de Lenclos.

1.

Die Zeit der Demokratie ist noch nicht gekommen und dem nüchternen Beobachter mag es mitunter scheinen, daß dieselbe niemals kommen werde. Denn nicht nur verlangt die Demokratie, wo sie mehr sein soll als ein Trugbild, einen intellektuellen und sittlichen Bildungsgrad der Massen, wie derselbe kaum jemals zu erreichen sein dürfte, sondern auch steht der Verwirklichung des demokratischen Gedankens — der thatsächlichen, nicht bloß papierenen Verwirklichung — die brutale Thatsache entgegen, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen, so, wie sie nun einmal sind, von Haus aus oder durch Gewöhnung oder in Folge gemeiner Berechnung knechtschaffen ist.

Die tausendfach mitleidswerthe, unter dem Joch der Nahrungssorgen keuchende, denkunfähige Menge, was

weiß ſie von Freiheit und was will ſie davon wiſſen, kennen und haben? Nichts oder, wenn es hoch kommt, ein abenteuerlich ausſtaffirtes und ſpektakelndes Zerrbild, ſtatt der Göttin eine Mumba Jumba, welche die Sklaven, ſo ſie in einem Anfall von Verzweiflungsmuth ihre Ketten zerbrochen haben, aus dem Fuſelfaß der Zügelloſigkeit tränkt, um die Berauſchten mit Leichtigkeit wiederum feſſeln zu können. Aber die Maſſe der „Gebildeten"? Oh, dieſe wohlerzogenen Herren und Damen, ſie verhalten ſich zur Erſcheinung der Freiheit wie der arme Fauſt zur Erſcheinung des Erdgeiſtes. „Weh', ich ertrag' dich nicht!" Und zu Boden geworfen durch ihre Majeſtät, vermag eine liebe liberale Mittelmäßigkeit den Angſtblick nicht höher zu heben als bis zum Saume des Gewandes der Göttin, welcher allerdings häufig genug von Blut und Thränen trieft. Sie aber wendet ſich verachtungsvoll von dem „furchtſam weggekrümmten Wurm" der Bildungsphiliſterei ab, wie der Erdgeiſt von ſeinem feigen Beſchwörer, und dieſer verfällt der Beſtrickung durch Mephiſto Konſtitutionalismus, welcher verfaſſungsmäßigen Hokospokus

mit ihm treibt und mittelſt allerhand parlamentariſcher Gaukeleien ſeinem Schützling einbildet, zu glauben, der liberale Bildungsphiliſter ſchiebe (d. h. regiere), während er in Wahrheit geſchoben oder unter Umſtänden auch geſtoßen (d. h. regiert oder auch deſpotiſirt) wird.

Im Ernſte zu reden, das konſtitutionelle Syſtem, dieſer zweiſchlächtige Baſtard, deſſen Vater der Betrug und deſſen Mutter die Heuchelei, iſt zwar eine häßliche, aber, wie es ſcheint, nothwendige Sproſſe der unendlichen Leiter von Täuſchungen und Enttäuſchungen, mittelſt welcher die Menſchheit mühſelig ſchneckenſchrittlich zur Erkenntniß und Vervollkommnung emporklimmt. Die Geſellſchaft muß durch dieſe Entwickelungsphaſe, durch dieſe Wüſte, wo Alles auf eine wechſelſeitige Berückung und Ueberliſtung zwiſchen Krone und Kapital hinausläuft, hindurch, um zur Sehnſucht nach einem geſunderen und ſittlicheren ſozialen Prinzip zu gelangen. Dieſe Sehnſucht wird und kann jedoch zunächſt nur in wenigen auserwählten, klaren und energiſchen Geiſtern Wurzeln ſchlagen und Keime treiben, womit angezeigt iſt, daß der Konſtitutionalismus keineswegs, wie

die Gedankenlosigkeit wähnt, zur Demokratie, sondern vielmehr zur Aristokratie führt. Zur wahren und wirklichen Aristokratie, welche, weil ganz wesentlich eine Ritterschaft des Geistes und der Thatkraft, mit dem Aristokratismus eines englischen Oberhauses Nichts gemein hat, geschweige mit dem kläglichen Pfuschwerk östreichischer, preußischer, bairischer u. s. w. Pairskammern. Diese Aristokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgesetzt, daß die letztere überhaupt eine Menschenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorschritts der europäischen Gesellschaft wird kein Wissender bestreiten wollen. Denn wer seine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine rastlose und unaufhaltsame, sowie, daß die ein Zeitalter beseelenden Gedanken sich stets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wußten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigstes war

der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz" unternahm genialisch ein Riesenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar selber von Geburt ein Baron und von Stand ein Priester, zerbrach er kühn mit seiner unerbittlichen Eisenhand die Fesseln, womit Feudalität und Hierarchie die Menschen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des absoluten Königthums, sie konnte, so seltsam das heute klingen mag, sie mußte bei der damaligen Zeitlage als ein entschiedener Herausschritt aus der Finsterniß ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit gelten, und zwar deßhalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines neuaufkommenden sozialen Elements, des dritten Standes, der Bourgeoisie schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber, wie bekannt, für diese das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Nach dem Hingang des großen Staatsmannes, welcher, der erſte, den ſozialpolitiſchen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, verſuchten zwar Junkerei und Pfafferei ſein Werk wieder zu vernichten. Aber ſo tüchtig war es begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, ſtark genug waren, daſſelbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine ſchlechtdurchgeführte Traveſtie des mittelalterlichen Feudalismus geweſen iſt, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitſammen gerade die rechten Leute, um den Boden der franzöſiſchen Societät für die Inthroniſirung des abſoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazariniſchen Regentſchaft und der erſten Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegenſätzen aufzuweiſen. Die verſcheidende Feudalität und die aufwachſende Autokratie ſpielten in kontraſtvollſten Farben. Auffallen muß vor Allem, daß ein gewiſſer religiöſer Zug

durch die ganze Geſellſchaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klaſſen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Moraſt einer allgemeinen Verderbniß hinabſanken. Was trieb, ſchob und ſtieß ſich da Alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jeſuiterei, dort die düſterfanatiſche Theorie des Janſenismus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und überall der Menſchheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarſcharf zugeſchliffene Stoßdegen oppoſitioneller Ironie in der Hand Pascals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Boſſuets im Sinne katholiſcher Orthodoxie alle ketzeriſchen Regungen und Bewegungen ſcheinbar ſiegreich niederorgelnd. Sehr nur ſcheinbar freilich. Denn überall kündigte ſich bei näherem Zuſehen in dem Frankreich des 17. ſchon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchſten Luftſchichten der geiſtigen Atmoſphäre war ſchon Etwas wie Voltaireismus, ja ſogar ein Vorſchmack von Jakobinismus. Denn ſeht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine

de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantaſie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoiſie und Galanterie ganz in dem Sinne der ſtrikten Lehre vom unbedingten Deſpotismus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden; aber zur ſelbigen Zeit ſchreibt Fénélon ſeinen Telemaque, worin der treffliche Erzbiſchof von Cambray gegen die Ausſchreitungen und Zuchtloſigkeiten der unumſchränkten Gewalt mit einer Kühnheit ſich erhebt, daß man mitunter ſchon den Verfaſſer des Contrat social reden zu hören glaubt. Und wie viel religiöſen, politiſchen und ſozialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philoſophiſchen und theologiſchen Spekulation, wie an der Bewegung der ſchönen Literatur, war in der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft eine ſehr lebhafte. Drüben in Portroyal ſuchten Einſiedler und Einſiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den ſchwarmgeiſtigen Gedanken der Möncherei des Urchriſtenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris ver-

ſammelten ſich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten“ (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique“ zu diskutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritiſch zu beſtraubaſen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten iſt, daß es in ſeiner Tiefe von dieſen „pretiöſen“ Damen und Herren ſchwerlich gefaßt worden. Corneille, in ſeinem Weſen noch ganz Romantiker, hat dem ſcheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der franzöſiſchen Klaſſik aufgedrückt. Racine dagegen iſt der Verherrlicher der modernen Abſolutie und Deſpotie und doch auch ſchon ihr Züchtiger. Wenigſtens ſein Meiſterwerk Athalie iſt geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatiſche Strafpredigt. Indeſſen veranſchaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem ſehr deutlich den weſentlich ariſtokratiſch-exkluſiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obſchon er ein Hofkomödiant war und zunächſt nur zur Ergötzung der vornehmen Kreiſe ſchrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der weſentlich

bürgerlich-oppositionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civilisatorischen und sittigenden Einfluß, wie ihn z. B. die deutsche Klassik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert Wenig oder Nichts verspüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkostümirtes, lustiges Leben; aber der Geist der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit ist mächtig gewesen unter Männern und Frauen. Leben und leben lassen! war die allgemeine Losung und so ließ man nicht nur die Ausschweifung, den Cynismus und die widernatürliche Sünde leben, sondern gewissermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es ist sehr charakteristisch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Lasterbündels und Frevelknäuels, der Marquise de Brinvilliers, mit diesen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu, et ses cendres au vent; de sorte que nous

la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés.“ Man ſieht, hier iſt keine Spur von ſittlicher Entrüſtung, ſondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich froſtigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarſten franzöſiſchen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarſte, alſo über den Ausgang einer ſchamloſen Metze und grauenhaften Giftmörderin ſich auslaſſen mochte, ſo wird man es weniger befremdend finden, daß die berühmte Courtiſane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche ſie, ein ſittengeſchichtlicher Typus, wirklich gemacht hat *).

*) Die Materialien zu meiner Skizze ſind aus dieſen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736 — 75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom. I, VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes, publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2.

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiſelle de Lenclos genannt, iſt am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daſelbſt am 17. Oktober 1705 geſtorben. Sie hat demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigſte Epochen der Geſchichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazariniſche Regentſchaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Deſpoten. In der erſten dieſer Epochen war ſie

---

édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, publ. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville: Mémoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V, Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX. p. 646

geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapfern, glänzenden, zum Theil namhaften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspaſia oder Leontion von Schön- und Freigeiſtern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beſte Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenseleganz und ſogar durch eine ſo äußerſt vorſichtige Gleißnerin, wie die Maintenon geweſen iſt, ausdrücklich als die trefflichſte Lehrmeiſterin der Geſelligkeitskunſt und des guten Geſchmacks anerkannt. Selbſt der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich ſehr wenig geneigt war, von irgendeinem menſchlichen Weſen, welches unter dem Rang eines Herzogs und Pair, Gutes zu ſagen, hat mit Wärme, ja faſt mit Bewunderung über Ninon ſich ausgelaſſen, „Dieſe berufene Courtiſane iſt ein Beiſpiel, welche Triumphe das Laſter feiern kann, wenn es mit Geiſt getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt iſt. Denn man darf ſagen, daß Ninon, abgeſehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtſchaffenheit geweſen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité).

Sie war uneigennützig, verſchwiegen und zuverläſſig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn ſie hatte ſtets nur einen Liebhaber à la fois, und war ſie ſeiner ſatt, ſo ſagte ſie es ihm offen und ehrlich."

So der geſtrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein ſo zuſammenfaſſendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquiſe de Sévigné beſitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas ſehr anders. Man muß aber auch geſtehen, daß die gute Marquiſe alle Urſache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu ſein. Madame war vierundzwanzigjährig, ſchön, geiſtvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübſchen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch ſchon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame ſo zu ſagen ein böſer Genius wurde, der ſie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte ſie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geſchah ein Unerhörtes;

denn „cette vieille célèbre“, wie Voltaire die Greisin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und so fing sie („captiva“), was in der Geschichte des Courtisanenthums sicherlich ganz einzig dasteht, drei Generationen von einer und derselben Familie. Das hieß jugendlich, frisch, reizend sein mit dreißig, mit fünfzig, mit siebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné besaß zu viel „Esprit“, als daß sie dies nicht hätte erkennen und anerkennen sollen. Sie hat denn auch in späterer Zeit von der „Gefährlichen“ mit einer gewissen Achtung gesprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieselbe stets rücksichtsvoll Mademoiselle de Lenclos genannt.

Das göthe'sche Wort von der tief einschneidenden und lange nachwirkenden Macht der in frühester Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine stammender Vater, ein Edelmann im Dienste des Duc d'Elbeuf, war ein so leichtfertiger Mensch als nur irgend ein französischer Gentilhomme von damals. Den

Sie war uneigennützig, verſchwiegen und zuverläſſig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn ſie hatte ſtets nur einen Liebhaber à la fois, und war ſie ſeiner ſatt, ſo ſagte ſie es ihm offen und ehrlich."

So der geſtrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein ſo zuſammenfaſſendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquiſe de Sévigné beſitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas ſehr anders. Man muß aber auch geſtehen, daß die gute Marquiſe alle Urſache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu ſein. Madame war vierundzwanzigjährig, ſchön, geiſtvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübſchen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch ſchon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame ſo zu ſagen ein böſer Genius wurde, der ſie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte ſie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geſchah ein Unerhörtes;

denn „cette vieille célèbre“, wie Voltaire die Greisin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und so fing sie („captiva“), was in der Geschichte des Courtisanenthums sicherlich ganz einzig dasteht, drei Generationen von einer und derselben Familie. Das hieß jugendlich, frisch, reizend sein mit dreißig, mit fünfzig, mit siebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné besaß zu viel „Esprit“, als daß sie dies nicht hätte erkennen und anerkennen sollen. Sie hat denn auch in späterer Zeit von der „Gefährlichen“ mit einer gewissen Achtung gesprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieselbe stets rücksichtsvoll Mademoiselle de Lenclos genannt.

Das göthe'sche Wort von der tief einschneidenden und lange nachwirkenden Macht der in frühester Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine stammender Vater, ein Edelmann im Dienste des Duc d'Elbeuf, war ein so leichtfertiger Mensch als nur irgendein französischer Gentilhomme von damals. Den

die Gedankenlosigkeit wähnt, zur Demokratie, sondern vielmehr zur Aristokratie führt. Zur wahren und wirklichen Aristokratie, welche, weil ganz wesentlich eine Ritterschaft des Geistes und der Thatkraft, mit dem Aristokratismus eines englischen Oberhauses Nichts gemein hat, geschweige mit dem kläglichen Pfuschwerk östreichischer, preußischer, bairischer u. s. w. Pairskammern. Diese Aristokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgesetzt, daß die letztere überhaupt eine Menschenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorschritts der europäischen Gesellschaft wird kein Wissender bestreiten wollen. Denn wer seine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine rastlose und unaufhaltsame, sowie, daß die ein Zeitalter beseelenden Gedanken sich stets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wußten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigstes war

der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz" unternahm genialisch ein Riesenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar selber von Geburt ein Baron und von Stand ein Priester, zerbrach er kühn mit seiner unerbittlichen Eisenhand die Fesseln, womit Feudalität und Hierarchie die Menschen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des absoluten Königthums, sie konnte, so seltsam das heute klingen mag, sie mußte bei der damaligen Zeitlage als ein entschiedener Herausschritt aus der Finsterniß ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit gelten, und zwar deßhalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines neuaufkommenden sozialen Elements, des dritten Standes, der Bourgeoisie schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber, wie bekannt, für diese das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Nach dem Hingang des großen Staatsmannes, welcher, der erſte, den ſozialpolitiſchen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, verſuchten zwar Junkerei und Pfafferei ſein Werk wieder zu vernichten. Aber ſo tüchtig war es begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, ſtark genug waren, daſſelbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine ſchlechtdurchgeführte Traveſtie des mittelalterlichen Feudalismus geweſen iſt, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitſammen gerade die rechten Leute, um den Boden der franzöſiſchen Societät für die Inthroniſirung des abſoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazariniſchen Regentſchaft und der erſten Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegenſätzen aufzuweiſen. Die verſcheidende Feudalität und die aufwachſende Autokratie ſpielten in kontraſtvollſten Farben. Auffallen muß vor Allem, daß ein gewiſſer religiöſer Zug

durch die ganze Gesellschaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klassen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Morast einer allgemeinen Verderbniß hinabsanken. Was trieb, schob und stieß sich da Alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jesuiterei, dort die düsterfanatische Theorie des Jansenismus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und überall der Menschheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarscharf zugeschliffene Stoßdegen oppositioneller Ironie in der Hand Pascals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Bossuets im Sinne katholischer Orthodoxie alle ketzerischen Regungen und Bewegungen scheinbar siegreich niederorgelnd. Sehr nur scheinbar freilich. Denn überall kündigte sich bei näherem Zusehen in dem Frankreich des 17. schon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchsten Luftschichten der geistigen Atmosphäre war schon Etwas wie Voltaireismus, ja sogar ein Vorschmack von Jakobinismus. Denn seht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine

de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantaſie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoiſie und Galanterie ganz in dem Sinne der ſtrikten Lehre vom unbedingten Deſpotismus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden; aber zur ſelbigen Zeit ſchreibt Fénélon ſeinen Telemaque, worin der treffliche Erzbiſchof von Cambray gegen die Ausſchreitungen und Zuchtloſigkeiten der unumſchränkten Gewalt mit einer Kühnheit ſich erhebt, daß man mitunter ſchon den Verfaſſer des Contrat social reden zu hören glaubt. Und wie viel religiöſen, politiſchen und ſozialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philoſophiſchen und theologiſchen Spekulation, wie an der Bewegung der ſchönen Literatur, war in der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft eine ſehr lebhafte. Drüben in Portroyal ſuchten Einſiedler und Einſiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den ſchwarmgeiſtigen Gedanken der Mönchere des Urchriſtenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris ver-

sammelten sich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten" (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique" zu diskutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritisch zu befraubasen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten ist, daß es in seiner Tiefe von diesen „pretiösen" Damen und Herren schwerlich gefaßt worden. Corneille, in seinem Wesen noch ganz Romantiker, hat dem scheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der französischen Klassik aufgedrückt. Racine dagegen ist der Verherrlicher der modernen Absolutie und Despotie und doch auch schon ihr Züchtiger. Wenigstens sein Meisterwerk Athalie ist geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatische Strafpredigt. Indessen veranschaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem sehr deutlich den wesentlich aristokratisch-exklusiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obschon er ein Hofkomödiant war und zunächst nur zur Ergötzung der vornehmen Kreise schrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der wesentlich

bürgerlich-oppositionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civilisatorischen und sittigenden Einfluß, wie ihn z. B. die deutsche Klassik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert Wenig oder Nichts verspüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkostümirtes, lustiges Leben; aber der Geist der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit ist mächtig gewesen unter Männern und Frauen. Leben und leben lassen! war die allgemeine Losung und so ließ man nicht nur die Ausschweifung, den Cynismus und die widernatürliche Sünde leben, sondern gewissermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es ist sehr charakteristisch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Lasterbündels und Frevelknäuels, der Marquise de Brinvilliers, mit diesen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu, et ses cendres au vent; de sorte que nous

la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés.“ Man ſieht, hier iſt keine Spur von ſittlicher Entrüſtung, ſondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich froſtigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarſten franzöſiſchen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarſte, alſo über den Ausgang einer ſchamloſen Metze und grauenhaften Giftmörderin ſich auslaſſen mochte, ſo wird man es weniger befremdend finden, daß die berühmte Courtiſane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche ſie, ein ſittengeſchichtlicher Typus, wirklich gemacht hat *).

*) Die Materialien zu meiner Skizze ſind aus dieſen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736 — 75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom. I, VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes, publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2.

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiselle de Lenclos genannt, ist am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daselbst am 17. Oktober 1705 gestorben. Sie hat demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigste Epochen der Geschichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazarinische Regentschaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Despoten. In der ersten dieser Epochen war sie

---

édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, publ. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville: Mémoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V, Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX. p. 646

geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapferen, glänzenden, zum Theil namhaften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspasia oder Leontion von Schön- und Freigeistern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beste Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenseleganz und sogar durch eine so äußerst vorsichtige Gleißnerin, wie die Maintenon gewesen ist, ausdrücklich als die trefflichste Lehrmeisterin der Geselligkeitskunst und des guten Geschmacks anerkannt. Selbst der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich sehr wenig geneigt war, von irgendeinem menschlichen Wesen, welches unter dem Rang eines Herzogs und Pair, Gutes zu sagen, hat mit Wärme, ja fast mit Bewunderung über Ninon sich ausgelassen, „Diese berufene Courtisane ist ein Beispiel, welche Triumphe das Laster feiern kann, wenn es mit Geist getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt ist. Denn man darf sagen, daß Ninon, abgesehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtschaffenheit gewesen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité).

Sie war uneigennützig, verschwiegen und zuverlässig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn sie hatte stets nur einen Liebhaber à la fois, und war sie seiner satt, so sagte sie es ihm offen und ehrlich."

So der gestrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein so zusammenfassendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquise de Sévigné besitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas sehr anders. Man muß aber auch gestehen, daß die gute Marquise alle Ursache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu sein. Madame war vierundzwanzigjährig, schön, geistvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübschen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch schon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame so zu sagen ein böser Genius wurde, der sie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte sie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geschah ein Unerhörtes;

denn „cette vieille célèbre“, wie Voltaire die Greiſin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und ſo fing ſie („captiva“), was in der Geſchichte des Courtiſanenthums ſicherlich ganz einzig daſteht, drei Generationen von einer und derſelben Familie. Das hieß jugendlich, friſch, reizend ſein mit dreißig, mit fünfzig, mit ſiebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné beſaß zu viel „Eſprit“, als daß ſie dies nicht hätte erkennen und anerkennen ſollen. Sie hat denn auch in ſpäterer Zeit von der „Gefährlichen“ mit einer gewiſſen Achtung geſprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieſelbe ſtets rückſichtsvoll Mademoiſelle de Lenclos genannt.

Das göthe'ſche Wort von der tief einſchneidenden und lange nachwirkenden Macht der in früheſter Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine ſtammender Vater, ein Edelmann im Dienſte des Duc d'Elbeuf, war ein ſo leichtfertiger Menſch als nur irgendein franzöſiſcher Gentilhomme von damals. Den

einzigen Vorzug, welchen er beſaß, eine ungemeine Fertigkeit im Lautenſpiel, übertrug er frühzeitig auf ſein einziges Kind. Aber er übertrug auf Aennchen auch die eigenen frivolen Anſchauungen und laxen Grundſätze; er gewöhnte das frühreifende Mädchen an ein abenteuerliches Faſſen und Führen des Daſeins. Als er eines nicht ſehr ehrenhaft ausgefochtenen Duells halber, in welchem er ſeinen Gegner getödtet, aus Frankreich fliehen mußte, Frau und Tochter in beſcheidenen, aber anſtändigen Vermögensverhältniſſen zurücklaſſend, hatte ſeine Erziehungsmethode ſchon ſo gewirkt, daß die Bemühungen von Ninons Mutter Abra, einer tugendhaften und frommen Frau, die Kleine auf beſſere Wege zu bringen, fehlſchlugen.

Ninons leibliche und geiſtige Entwicklung war eine frühzeitige. Als ſie, mit ihrem Zeitgenoſſen Tallemant des Réaux zu ſprechen, „une fille graudette“ geworden, hatte ſie das weltlich-ſkeptiſche Evangelium, wie es in den Schriften von Montaigne und Charron zu finden, ſchon vollſtändig inne. Sie beſaß überhaupt eine nicht gemeine literariſche

Bildung oder hatte, wie man das im damaligen Paris ausdrückte, „beaucoup de lecture“. Schon war der Beweglichkeit und Schärfe ihres Geistes wegen ihr Gespräch gesucht; schon flogen Pfeile aus dem Köcher ihres kühnen und schlagfertigen Witzes durch die Salons. Meisterin auf der Laute, entzückte sie auch durch die unvergleichliche Grazie, womit sie den Modetanz jener Zeit, die Sarabande, zu tanzen verstand. Alle diese Vorzüge verschafften dem reizenden Backfisch Zutritt in die glänzendsten Gesellschaftskreise des Marais, damals, wie bekannt, das aristokratisch-modische Quartier der französischen Hauptstadt.

Ninon war keine jener sogenannten regelmäßigen Schönheiten, deren Name in der Regel Fadheit ist. Es herrscht sogar unter den gewichtigsten Zeugen keine Uebereinstimmung über die Frage, ob Mademoiselle überhaupt eine Schönheit gewesen. Ganz schroff stehen sich die Zeugnisse von Guyon de Sardière und von Tallemant gegenüber. Denn der Erstere sagt: „Ninon war schön und war es immer; ihre Schönheit war vollkommen —“ der Andere: „Viel

Schönheit beſaß ſie niemals, aber allzeit viel Reiz (beaucoup d'agréments)". Stellt man die überlieferten Nachrichten über Ninons Erſcheinung unbefangen zuſammen, ſo geben ſie dieſes Moſaikbild: — Hochgewachſen und ſchlank, war ihre Geſtalt von vollkommen harmoniſchen Verhältniſſen und waren ihre Formen von jener mäßigen Fülle, welche eine feſte und dauernde Geſundheit verbürgt. Die Linien ihres Kopfes von tadelloſem Oval, ihres Halſes, ihres Nackens, ihrer Bruſt von blendender Weiße waren höchſt anmuthig. Der Reichthum ihres kaſtanienbraunen Haares kontraſtirte ſchön mit dem Tiefſchwarz ihrer prächtig geſchweiften Brauen, welche ſich über großen, dunkeln Augen wölbten, deren ſtralenwerfendes Feuer durch lange Wimpern verſchleiert und gemildert ward. Das Lächeln des roſigen Mundes mit den herrlichen Zähnen war von unbeſchreiblicher Magie, welche nicht gemindert, ſondern noch erhöht wurde durch einen Lacertenzug des Spottes, welcher ſich allerliebſt um die Mundwinkel ſchlängelte. Alle ihre Zeitgenoſſen haben an Ninon den ſeelenvollen Blick, das genialiſch-be-

lebte Mienenſpiel und jene bezaubernde Anmuth der Haltung, des Gebarens und der Rede geprieſen, welche im Grunde das Schönſte und Beſte an den Frauen iſt, aber nicht eben im Beſitze von gar vielen ſich findet. Und auch eine andere frauliche Tugend beſaß Mademoiſelle in hohem Grade: — ihr Anzug war ſtets von eleganter Einfachheit und ausgeſuchter Friſche, dabei vollkommen decent.

Wunderlicher, aber für die Sitten jener Zeit ſehr charakteriſtiſcher Widerſpruch: — die Courtiſane Ninon war als das Muſter des Anſtands, des guten Geſchmacks und Tons in der beſten Geſellſchaft ſo unwiderſprochen anerkannt, daß es der Maintenon zur Zeit, als ſie ſchon im Begriffe war, die Frau des hochmüthigſten der Könige zu werden, keineswegs zum Tadel, ſondern vielmehr zur Empfehlung gereichte, zur Zeit, als ſie noch Frau Scarron geweſen, in ſo vertrauter Freundſchaft mit Ninon gelebt zu haben, daß ſie häufig in demſelben Bette mit der Liebeskünſtlerin geſchlafen hatte. Dieſe ſprach ſich ſpäter mit gewohnter Kühnheit über die ſo hoch geſtiegene Freundin alſo aus: „In ihrer

Jugend ist sie tugendhaft gewesen aus Einfältigkeit. Ich wollte sie davon heilen, allein sie war zu gottesfürchtig." Die bekanntlich mit ihrer Erhöhung stets zunehmende Bigoterie der Maintenon hinderte diese übrigens keineswegs, mit der Courtisane in Verkehr zu bleiben und dieselbe noch im Jahre 1679 brieflich aufzufordern: „A donner de bons conseils à mon frère."

Man hatte überhaupt damals von feinem Takt und gutem Ton Vorstellungen, welche uns mitunter absonderlich genug vorkommen. Damen von vollendeter Bildung und untadeligster Lebensführung — es gab deren, namentlich in letzterer Beziehung, freilich nur sehr wenige — ließen Worte ausgehen, welche mehr drastisch oder witzig als verschämt oder prüde waren. Sehr viele Ausdrücke, von welchen die ehrbare und hochgebildete Sévigné ohne irgendein Bedenken in ihren Briefen Gebrauch machte, lassen sich jetzt gar nicht mehr nachschreiben. Aber das folgende Witzwort der genannten Dame läßt sich erzählen. Sie hatte sich durch das Andringen aufrichtiger Freunde um ihrer Kinder willen bewegen lassen,

ihrem lüderlichen Gemahl, dem Marquis Sévigné, die Verfügung über ihr beigebrachtes bedeutendes Vermögen geſetzlich zu entziehen. Kurz darauf ließ ſie ſich aber doch wieder herbei, für eine Anleihe von 50,000 Thalern, deren der Marquis bedurfte, die Bürgſchaft zu übernehmen, und als einer ihrer Freunde tadelnd zu ihr ſagte: „Madame, eine verſtändige Frau ſollte niemals ſo große Summen auf den Kopf ihres Mannes ſetzen“ — gab die liebenswürdige Getadelte raſch zur Antwort: „Bah, falls ich nichts Anderes auf den Kopf meines Mannes ſetze, wer kann mir's übelnehmen?“

3.

Ihr beſcheidenes, aber ausreichendes Erbtheil ſetzte Ninon in den Stand, anſtändig zu leben, und ſicherte ihr die Unabhängigkeit, deren ſie bedurfte, um die freie Liebeskünſtlerin darzuſtellen. Trotz

ihrer perſönlichen Uneigennützigkeit, welche unbeſtritten iſt, ſtand ſie jedoch nicht an, gelegentlich tief in die Börſen ihrer reichen Verehrer zu greifen, wenn es ſich darum handelte, ihrem großmüthigen Hang zum Geben und Schenken genugzuthun, einem Hang, welcher ſie zur Abgöttin der Bettler von Paris machte. Das Stadtgeſpräch theilte die Verehrer der Courtiſane in drei Klaſſen ein: — in Zahler, Märtyrer und Begünſtigte („payeurs", „martyrs" et „favoris"). Die Mitglieder der erſten Klaſſe brachten es keineswegs immer, ſondern ſogar nur ſelten dazu, Mitglieder der dritten zu werden. Die Märtyrer waren Tantaluſſe, welchen Ninon eine unverbrüchlich treue, dauernde und aufopfernde Freundſchaft widmete, ohne aus der Freundin eine Geliebte, d. h. eine liebende Geliebte zu werden.

Wenn ſo ein armer Schmachtbruder danach trachtete, aus einem „Martyr" ein „Favori" zu werden, pflegte ihm Mademoiſelle vertröſtend zu ſagen: „Attends mon caprice!" — aus welchem Troſtwort wiederum recht deutlich zu erſehen, daß die

franzöſiſche Sprache in Wahrheit eine „galante“ iſt; denn ſinngetreu verdeutſcht wäre das Wort nur eine plumpe Zote. Den Ausdruck „Caprice“ gebrauchte Ninon auch gleichbedeutend mit Liebſchaft oder mit Liebhaber. So ſagte ſie: „Ich bin jetzt an meiner achtzehnten, zwanzigſten, fünfundzwanzigſten Caprice.“ Uebrigens wußte ſie Bewerber, welche ihr zuwider waren, gar hübſch abfahren zu laſſen und ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Der lüderliche Urenkel des lüderlichen vierten Heinrichs, der Großprior von Vendome, welcher ſchlechte Verſe und ungeheure Schulden machte, bewarb ſich um Ninons Gunſt und ſandte ihr, nachdem er erkannt hatte, daß der „Liebe Müh' umſonſt“, die beleidigenden Vierzeilen zu: —

„Indigne de mes feux, indigne de mes larmes,
Je renonce sans peine à tes faibles appas;
Mon amour te prêtait des charmes,
Ingrate, que tu n'avais pas“ —

worauf Mademoiſelle dem unverſchämten Erzſchuldenmacher umgehend mit dieſer Antwort diente: —

„Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vois renoncer à mes faibles appas;
Mais si l'amour prête des charmes,
Pourquoi n'en empruntais-tu pas?“

Kleinhändler mit ſittengeſchichtlichen Kurioſitäten haben darüber geſtritten, wer das ungeſtüme Feuer von Ninons Temperament zuerſt angefacht habe. Die Einen behaupten, ein tapferer Kavalleriehauptmann, Sieur de Saint-Etienne, ſei der Verführer der kaum Vierzehnjährigen geweſen, welcher er die Ehe verſprochen habe; die Andern, der Graf Gaſpard de Coligny, ſpäter Herzog von Chatillon, habe ſie um ihre Unſchuld betrogen. Einem Gerücht zufolge, welchem Segrais ſowohl als Voltaire thatſächliche Bedeutung beilegten, wäre Demoiſelle Anne de Lenclos von einem Manne höchſten Ranges verführt worden, vom Kardinal Richelieu, und zwar i. J. 1632, als ſie, von väterlicher und mütterlicher Seite Waiſe geworden, gerade ihr ſechszehntes Jahr vollendet hatte. Marion de Lorme, Ninons berüchtigte Vorgängerin in der Rolle der erſten Courtiſane ihrer Zeit und ihres Landes, ſoll dabei die Kupplerin ge-

macht und ihrer Nachfolgerin von Seiten des Kardinals als Preis der ersten Gunstgewährung 50,000 Thaler angeboten haben. Schon dieser Umstand macht die Sache sehr zweifelhaft; denn die rothe Eminenz ging, wie mit den Geldern des Staats, so auch mit den eigenen sehr haushälterisch um und wußte ihren „Capricen" in weit wohlfeilerer Weise genugzuthun.

Gewiß ist, daß Ninon im Alter von sechszehn Jahren ihre selbstständige Stellung in der pariser Gesellschaft nahm und dafür sorgte, daß die Skandalchroniſten und Skandalchroniſtinnen, welche über die lange Reihenfolge von Mademoiselle's „Zahlern", „Märtyrern" und „Favoriten" förmlich Buch führten, sattsame Arbeit bekamen. Dessenungeachtet hatte die exklusive Gesellschaft des Marais gegen die leichtfertige Schöne erst dann Etwas einzuwenden, als diese, verleitet durch ihre drei sich ablösenden Liebhaber Miossens, Charleval und D'Elbène, sich beigehen ließ, ihren lustigen Lebenswandel mit den Flittern einer epikuräisch-freigeistigen Philosophie zu verbrämen. Denn die „Gesellschaft" ist zwar all-

zeit geneigt, die Kühnheit des Lasters, nie aber, die Kühnheit des Denkens zu verzeihen. Und dies ist ganz in der Ordnung, weil es auch der ordinäre Mensch allenfalls dazu bringen kann, in dem Sumpf der Ausschweifung mit etwelchem Anstand herumzuplatschen, nicht jedoch dazu, auf den Schwingen des Gedankens in den Aether der Freiheit sich zu erheben.

Mesdames les „Precieuses" im Marais fanden demzufolge, daß die schöne Lautenschlägerin und graziöse Sarabandetänzerin doch allzu emanzipirt sei, und gaben sich große Mühe, die „gottlose" Konkurrentin, um welche sich die glänzendste Jugend und das reichste Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer huldigend drängten, loszuwerden, zunächst wenigstens aus dem aristokratisch-modischen Quartier. Darauf bezieht sich der von Scarron gedichtete „Adieu au Marais", worin der boshafte Lahme Ninon also anredete: —

„Adieu, bien que ne soyez blonde,
Fille dont parle tout le monde,

Charmant esprit, belle Ninon.
La maitresse d'Agamemnon
N'eut jamais rien de comparable
A tout ce qui vous rend aimable,
Était sans voix, était sans luth,
Et mit pourtant les Grecs en rut:
Tant est vrai que fille trop belle
N'engendre jamais que querelle.

Die kecke Liebeskünſtlerin machte ſich aber Nichts aus den Ränken und Schwänken der Gezierten und Ungezierten und fuhr fort, den tugendhaften und laſterhaften Damen der großen Welt mannigfaltiges Aergerniß zu bereiten. Da erinnerten ſich ihre Feindinnen, daß Ninon eine adelige „Demoiſelle“ und als ſolche, den Anſchauungen der Zeit gemäß, der Sittenpolizei des Hofes unterſtellt ſei. Man erwirkte alſo bei der Königin-Regentin Anna d'Autriche, daß ein Befehl an Ninon erginge, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Sie las dieſe „Lettre de cachet“ und ſagte dann ernſthaft zu dem Gefreiten, welcher dieſelbe gebracht hatte: „Mein Herr, maßen die Königin die Güte hat, mir die Wahl des Kloſters anheimzuſtellen, ſo werde ich mich in das

der Kapuziner begeben." Der verblüffte Gefreite hinterbrachte dieſe Lencloſerie der Königin und dieſe ſoll den Spaß ſo beluſtigend gefunden haben, daß ſie Mademoiſelle in Ruhe ließ. Einer andern und beſſern Lesart zufolge hätte es der Dazwiſchenkunft ſo mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um ſie vor dem Kloſter zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als ſeine Karroſſe auf dem Korſo dem Wagen der Courtiſane begegnete, halten ließ, ausſtieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Kloſterhandels war noch davon die Rede geweſen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern" (filles repenties) zu ſperren. „Das wäre doch ſehr ungerecht — ſpottete ſie — maßen ich weder mehr Jungfer noch ſchon reuig bin."

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindſeligkeiten zu reizen, überſiedelte

Mademoiſelle aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte ſie ſogar an eine Ueberſiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs ſpeiſ'ten eines Tages während der Faſten bei ihr. Einer der Gäſte warf einen Geflügelknochen zum Fenſter hinaus und dieſer knöcherne Beweis des Nichtfaſtens fiel unglücklicher Weiſe dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Naſe. Seine beleidigte Hochwürden ſtieß ſofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und ſeine Herren Confratres wußten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat ſo erſchrecklich aufzuſtaffiren, daß bei Hofe abermals und zwar ſehr ernſtlich von der Einkloſterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „ſchwindeln" iſt bekanntlich zu allen Zeiten eifrigſt konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenſtroms und des Orinoko das wahre „El Dorado" entdeckt haben wollte und mit dieſer Entdeckung

der Kapuziner begeben." Der verblüffte Gefreite hinterbrachte dieſe Lencloſerie der Königin und dieſe ſoll den Spaß ſo beluſtigend gefunden haben, daß ſie Mademoiſelle in Ruhe ließ. Einer andern und beſſern Lesart zufolge hätte es der Dazwiſchenkunft ſo mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um ſie vor dem Kloſter zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als ſeine Karroſſe auf dem Korſo dem Wagen der Courtiſane begegnete, halten ließ, ausſtieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Kloſterhandels war noch davon die Rede geweſen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern" (filles repenties) zu ſperren. „Das wäre doch ſehr ungerecht — ſpottete ſie — maßen ich weder mehr Jungfer noch ſchon reuig bin."

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindſeligkeiten zu reizen, überſiedelte

Mademoiſelle aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte ſie ſogar an eine Ueberſiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs ſpeiſ'ten eines Tages während der Faſten bei ihr. Einer der Gäſte warf einen Geflügelknochen zum Fenſter hinaus und dieſer knöcherne Beweis des Nichtfaſtens fiel unglücklicher Weiſe dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Naſe. Seine beleidigte Hochwürden ſtieß ſofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und ſeine Herren Confratres wußten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat ſo erſchrecklich aufzuſtaffiren, daß bei Hofe abermals und zwar ſehr ernſtlich von der Einkloſterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „ſchwindeln“ iſt bekanntlich zu allen Zeiten eifrigſt konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenſtroms und des Orinoko das wahre „El Dorado“ entdeckt haben wollte und mit dieſer Entdeckung

glücklich ein Auswanderungsfieber graſſiren machte, welches ſogar den lahmen Scarron ergriff, ſo ſehr, daß der arme Teufel von Poet ſeine mühſelig gemachten kleinen Erſparniſſe auf Nimmerwiederſehen in den Schlund des Eldoradoſchwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon ſich einſchiffen, allein zum Glück für Beide verzögerte ſich ihre Einſchiffung zufälliger Weiſe ſo lange, bis Nachrichten von dem unſäglichen Elend einliefen, welches eine erſte Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwiſchen war es Mademoiſelle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittelſt Geldes das Hühnerknochenſkandalum zu vertuſchen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das luſtige Paris zu verlaſſen, ſondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In dieſe Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an deſſen Stelle ſehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Dieſem ſchrieb ſie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewigkeit iſt (c'est l'infini pour moi)“. Unter den gleichzeitigen

„Märtyrern“ der Liebeskünſtlerin ſtößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth deßhalb auf, weil dieſer würdige Prieſter das Original von Molière's Tartuffe geweſen ſein ſoll. Als der Heuchler Mademoiſelle ſeine Liebe erklärte und ſie ſich über ihn luſtig machte, berief er ſich darauf, daß ja auch verſchiedene Heilige zärtlichen Gefühlen ſehr zugänglich geweſen ſeien. Im Uebrigen war dieſe Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtiſaneſchaft. Sie wurde in Proſa und in Verſen gefeiert. In Proſa, indem man ihre „Honnêteté“ pries, „parce qu'elle n'avait jamais plusieurs amants à la fois.“ In Verſen, von denen die folgenden zu den am wenigſten feurigen, aber mittheilbarſten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme voluptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

glücklich ein Auswanderungsfieber graſſiren machte, welches ſogar den lahmen Scarron ergriff, ſo ſehr, daß der arme Teufel von Poet ſeine mühſelig gemachten kleinen Erſparniſſe auf Nimmerwiederſehen in den Schlund des Eldoradoſchwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon ſich einſchiffen, allein zum Glück für Beide verzögerte ſich ihre Einſchiffung zufälliger Weiſe ſo lange, bis Nachrichten von dem unſäglichen Elend einliefen, welches eine erſte Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwiſchen war es Mademoiſelle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittelſt Geldes das Hühnerknochenſkandalum zu vertuſchen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das luſtige Paris zu verlaſſen, ſondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In dieſe Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an deſſen Stelle ſehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Dieſem ſchrieb ſie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewigkeit iſt (c'est l'infini pour moi)". Unter den gleichzeitigen

„Märtyrern“ der Liebeskünſtlerin ſtößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth deßhalb auf, weil dieſer würdige Prieſter das Original von Molière's Tartuffe geweſen ſein ſoll. Als der Heuchler Mademoiſelle ſeine Liebe erklärte und ſie ſich über ihn luſtig machte, berief er ſich darauf, daß ja auch verſchiedene Heilige zärtlichen Gefühlen ſehr zugänglich geweſen ſeien. Im Uebrigen war dieſe Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtiſaneſchaft. Sie wurde in Proſa und in Verſen gefeiert. In Proſa, indem man ihre „Honnêteté“ pries, „parce qu'elle n'avait jamais plusieurs amants à la fois.“ In Verſen, von denen die folgenden zu den am wenigſten feurigen, aber mittheilbarſten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme voluptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

Socrate, et tout sage et tout bon,
N'a rien dit qui tes dits égale;
Auprès de toi le vieux barbon
N'entendait rien à la morale.«

Es war damals in Paris noch nicht Styl, die Proſtitution mit dem Nimbus romantiſchen Brillantfeuers zu umgeben und Courtiſanen als Fleurs de Marie oder unter ähnlichen ſeraphiſchen Namen ſo zu ſagen heilig zu ſprechen. Keinem der Poeten, welche die Ninon beſungen haben, iſt es eingefallen, ſentimentaliſch und pathetiſch von ihr zu ſprechen. Sie ſuchten im Gegentheil gar nicht zu verbergen, daß der Gegenſtand ihrer Huldigungen eben doch eine Hetäre, zu deren Füßen man auch wohl einen derben Brocken Cynismus hinwerfen dürfe, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie darüber ſtolpern würde. Dennoch hätten die Scarron, Saint-Evremond und Konſorten wenigſtens einmal Gelegenheit gehabt, in pathetiſchem Tone von Mademoiſelle zu ſingen und zu ſagen.

Wunderlicher Weiſe nämlich wurde Ninons letzte Caprice, welche eine ſo zu ſagen offizielle Einregiſtrirung gefunden, für ſie zu einer Paſſion, ja

zu einer wirklichen Leidenſchaft im deutſchen Sinne. Sie hatte ihr dreißigſtes Jahr ſchon um mehrere Jahre überſchritten, als ſich der Marquis de Villarceaux um ihre Gunſt bewarb und zwar mit ſolchem Erfolg, daß aus der leicht- und heißblütigen Genußkünſtlerin ein warm und wahrhaft liebendes Weib wurde. Als den Geliebten eine heftige Krankheit befiel, ſchnitt ſie ſich ihre wunderſchönen Haare ab, zum Zeichen, daß ſie nicht ausgehen und Niemand empfangen wollte, bevor er geneſen. Sie hatte von Villarceaux einen Sohn und eine Tochter und man erzählt, daß der Sohn, als er zu mannbaren Jahren gekommen, heftig in ſeine Mutter, die er nicht als ſolche kannte, ſich verliebt habe. Als ſie ihm aber das Geheimniß ſeiner Geburt geoffenbart, habe er ſich verzweiflungsvoll den Tod gegeben. Es läßt ſich für dieſes tragiſche Nachſpiel zu Ninons Liebſchaft mit Villarceaux kein feſter Beweis beibringen und viel beſſer bezeugt iſt ein komiſches Zwiſchenſpiel in dieſem Drama. Der Präceptor der legitimen Söhne des Marquis nahm nämlich eines Tages in Gegenwart ihrer Mutter,

der Frau Marquiſe, ein Examen mit den Knaben vor. Er fragte die Jungen: „Quis fuit primus monarcha?“ Antwort: „Nimrod.“ Fr.: „Quem virum habuit Semiramis?“ Antw.: „Ninum“. „Was, Ninon?“ ſchrie die mit Recht eiferſüchtige Marquiſe wüthend. „Pfui, was bringen Sie den Knaben für Unflätereien bei!“.....

Die Franzoſen ſprechen, wie bekannt, von dem 17. Jahrhundert nie anders als von dem „großen“ par excellence, wie ſie auch noch nicht aufgehört haben, Ludwig den Vierzehnten, den abſcheulichen Deſpoten, mit Emphaſe den „großen König“ zu nennen. Einer jener franzöſiſchen Boudoir-Hiſtoriker, wie das zweite Empire ſie hervorbrachte, Monſieur Renée, hat auch kecklich behauptet, die Lüderlichkeit von damals oder, wie er ſich zarter ausdrückt, die „Unordnung in den Paſſionen und Sitten“, habe die Charaktere nicht erniedrigt, die Gefühle nicht vergiftet. Wirklich? Aber wie iſt es denn gekommen, daß die franzöſiſche Ariſtokratie ſich zur unterthänigen und niederträchtigen Hoflakaienſchaft, als welche ſie unter dem vierzehnten Ludwig

erſcheint, zähmen ließ? Und war es etwa ein Merkmal vom Vorhandenſein edler Gefühle, daß die Herren und Damen des „großen" Jahrhunderts, wie Monſieur Renée ſelber ausgeführt hat, mitunter nur eine Bande von Moglern und Moglerinnen geweſen ſind? Was für eine bodenloſe Zuchtloſigkeit und welche erzſtirnige Ruchloſigkeit im Schooße der franzöſiſchen Geſellſchaft von damals großgewachſen, bezeugt ſattſam das Ausberſten von ſozialen Peſtbeulen, wie der Prozeß der Marquiſe de Brinvilliers eine und der Prozeß der Hebamme La Voiſin (1680) eine andere war, — das Ausberſten von Peſtbeulen, welche furchtbar bewieſen, daß die Meſſalinen und Lokuſten des antiken Roms im modernen Paris wieder aufgelebt.

Ein König-Narr.

Eine merkwürdige Figur, der zwölfte Karl von Schweden! In dem bekannten hiſtoriſchen Roman des Patriarchen von Ferney ein Held, in der Beleuchtung der hiſtoriſchen Kritik dagegen ein Narr. Ein heldiſcher Narr allerdings, aber immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne geſtellt, um da blindwüthig umherzuraſſeln.

Alſo hab' ich anderwärts *) den genannten König bündig charakteriſirt und, wie ich glaube, auch gerecht. Nun aber gibt es zwiſchen der Oſtſee und den Alpen, zwiſchen dem Rhein und der Weichſel eine Abart von Menſchen, welche Ohrenweh bekommen, wenn ſie mitanhören müſſen, es ſei nicht nur eine Möglichkeit, ſondern auch eine Wirklichkeit, daß

*) Blücher. Seine Zeit und ſein Leben. I, 18.

königliche Majestäten in jenen Zustand von Ekstase versetzt werden, welche man im gewöhnlichen Leben Verrücktheit nennt. Einer dieser Virtuosen auf der Strohfiedel deutscher Fürstenfurcht hat sich beeilt, mich so zu sagen wegen Majestätsbeleidigung zu verklagen, beweglich winselnd, es sei der Würde der Geschichte unziemlich, von höchsten und allerhöchsten Herrschaften in dem von mir angeschlagenen Tone zu reden.

Dieweil ich nun der standhaften Ueberzeugung lebe, die Würde der Geschichte und Geschichtschreibung bestehe nicht im Vertuschen und Verränkeln, sondern in der Wahrhaftigkeit, so will ich der erwähnten Denunciation und Anklage gegenüber den Beweis der Wahrheit antreten, indem ich in nachstehender Studie die Laufbahn Karls des Zwölften in raschesten Zügen dem Leser vorführe, beziehungsweise ins Gedächtniß zurückrufe. Es wird sich, hoffe ich, aus dieser Skizze ein Charakterbild ergeben, welches den Wahrspruch: Ein König-Narr! vollständig motivirt. In den Augen von Urtheilsfähigen nämlich.

Schick
ig mit
aneben
zösische
schlecht
reiben.
natur"
Pony;
. Die
und es
heoretisch
uschulen.
nge schon
halsstarrigkeit

auch von väterlicher Seite her gewesen. Karl der Elfte war zwar ein scharfverständiger Mann — Beweis dafür die schwere Eisenhand, welche er auf die Grafen- und Freiherrnkrönlein der schwedischen Junkerei legte — aber dennoch hatte er in seiner Seele eine krankhaft phantastische Falte, woraus zu Zeiten Hallucinationsdünste ihm in den Kopf stiegen. In einer solchen Stunde erlebte er, in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1676, seine berühmte „Vision", deren Hergang er urkundlich niederschrieb, deren „Wirklichkeit" er mit einem „leiblichen Eide" bekräftigte und durch vier unterfertigte „Augenzeugen" bestätigen ließ, so daß romantische Dämmerer und Düftler ausreichende Gründe haben, diese königliche Vision für ein historisches Ereigniß anzusehen.

Es ist überflüssig, unsern Helden in die Kinderstube und auf die Schulbank zu begleiten. Seine Erziehung war nicht besser und nicht schlechter als andere Prinzenerziehungen von damals. Er wurde viel mit orthodoxem Christenthum, will sagen mit steifkragigem Lutherthum behelligt und dadurch ist

ihm von frühauf ein theologiſcher Tick und Schick angeflogen, welcher ihn ſein Lebenlang häufig mit der Bibel handiren und dilettiren ließ. Daneben lernte er das Latein radbrechen, das Franzöſiſche nothdürftig leſen, das Schwediſche ſehr ſchlecht ſtyliſiren und entſchieden unorthographiſch ſchreiben. Im Uebrigen regte ſich in ihm die „Heldennatur“ frühzeitig genug: vierjährig, ritt er ſeinen Pony; zwölfjährig, ſchoß er ſeinen erſten Bären. Die Soldaterei war des Knaben Lebensfreude und es verdroß ihn keine Mühe und Anſtrengung, theoretiſch und praktiſch in das Kriegsweſen ſich einzuſchulen. Nicht zu überſehen iſt endlich, daß der Junge ſchon mitunter Einfälle hatte, mit äußerſter Halsſtarrigkeit feſtgehaltene Einfälle, welche befürchten ließen, es möchte in ſeinem Gehirn eine Schraube losgegangen ſein. So, wenn er hartnäckig behauptete, Blau ſei eigentlich Schwarz, oder, der Hofmaler Behn ſei entſchieden eine Waſſerratte.

Die „Geſalbten des Herrn“ beſitzen unter anderen Privilegien bekanntlich auch dieſes, viel früher als gewöhnliche Sterbliche zu Amt gelangen zu

können und folglich zu Verstand. Während das Privatrecht ein Alter von 24 oder 25 Jahren vorschreibt, um den Leuten die Verfügung über ihre Privatangelegenheiten zu gestatten, sind in Folge der unergründlichen Mysterien und Wunder des monarchischen Staatsrechts halbwüchsige Flegeljahreprinzen vollkommen fähig, die Angelegenheiten von Staaten zu leiten und die Geschicke von Völkern mehr oder weniger zu bestimmen. So geschah es denn, daß noch im Todesjahre seines Vaters (1697) der fünfzehnjährige Karl vom schwedischen Reichstag für mündig erklärt wurde und als Zwölfter seines Namens zu „regieren" begann. Daß er dies in seiner Art wirklich thun wollte, ließ er den Adel, welcher wähnte, seine guten Zeiten, wie sie vor dem elften Karl gewesen, würden unter dem zwölften zurückkehren, sofort empfindlich merken, indem er feudale Gelüste zurückwies und deutlich zu erkennen gab, er fühlte sich als Schwedens alleiniger Herr. Denn in dem wunderlichen Mischmasch der tumultuarischen Eigenschaften des jungen Königs fehlte auch ein stark vortretender Zug von despotischem

Hoch- und Uebermuth nicht, der freilich von der pietiſtiſchen Marotte ſeltſam genug abſtach. Doch nein; wir wiſſen ja, daß die „Frommen“ zu allen Zeiten unduldſam herrſchſüchtig waren und ſind.

Am 14. Dezember 1697 fand die Krönung oder vielmehr nur die Salbung des Königs ſtatt. Denn entgegen dem bisher in Schweden üblichen Brauch wollte Karl nicht von der Geiſtlichkeit gekrönt, ſondern nur geſalbt ſein, und ritt daher auf einem mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagenen Schweißfuchs zur Ritterholmkirche, die Krone auf dem Haupte, um Männiglich zu zeigen, „daß ihm die wirkliche Herrſchergewalt ſchon von Geburtswegen und ohne Zuthun von Irgendwem gebühre.“ Dieſer erſte Anlauf à la Louis XIV. lief übrigens nicht ſehr glücklich ab. Die Krone fiel nämlich während des Prozeſſionsrittes dem angehenden Selbſtherrſcher vom Kopfe, und wäre in den Straßenkoth gefallen, ſo der Hofmarſchall Stenbock ſie nicht unterwegs aufgegriffen hätte. Einer andern Nachricht zufolge fiel das glänzende Ding wirklich zu Boden und ſchlug ſich eine tüchtige Beule.

können und folglich zu Verstand. Während das Privatrecht ein Alter von 24 oder 25 Jahren vorschreibt, um den Leuten die Verfügung über ihre Privatangelegenheiten zu gestatten, sind in Folge der unergründlichen Mysterien und Wunder des monarchischen Staatsrechts halbwüchsige Flegeljahreprinzen vollkommen fähig, die Angelegenheiten von Staaten zu leiten und die Geschicke von Völkern mehr oder weniger zu bestimmen. So geschah es denn, daß noch im Todesjahre seines Vaters (1697) der fünfzehnjährige Karl vom schwedischen Reichstag für mündig erklärt wurde und als Zwölfter seines Namens zu „regieren" begann. Daß er dies in seiner Art wirklich thun wollte, ließ er den Adel, welcher wähnte, seine guten Zeiten, wie sie vor dem elften Karl gewesen, würden unter dem zwölften zurückkehren, sofort empfindlich merken, indem er feudale Gelüste zurückwies und deutlich zu erkennen gab, er fühlte sich als Schwedens alleiniger Herr. Denn in dem wunderlichen Mischmasch der tumultuarischen Eigenschaften des jungen Königs fehlte auch ein stark vortretender Zug von despotischem

Hoch- und Uebermuth nicht, der freilich von der pietistischen Marotte seltsam genug abstach. Doch nein; wir wissen ja, daß die „Frommen“ zu allen Zeiten unduldsam herrschsüchtig waren und sind.

Am 14. Dezember 1697 fand die Krönung oder vielmehr nur die Salbung des Königs statt. Denn entgegen dem bisher in Schweden üblichen Brauch wollte Karl nicht von der Geistlichkeit gekrönt, sondern nur gesalbt sein, und ritt daher auf einem mit silbernen Hufeisen beschlagenen Schweißfuchs zur Ritterholmkirche, die Krone auf dem Haupte, um Männiglich zu zeigen, „daß ihm die wirkliche Herrschergewalt schon von Geburtswegen und ohne Zuthun von Irgendwem gebühre.“ Dieser erste Anlauf à la Louis XIV. lief übrigens nicht sehr glücklich ab. Die Krone fiel nämlich während des Prozessionsrittes dem angehenden Selbstherrscher vom Kopfe, und wäre in den Straßenkoth gefallen, so der Hofmarschall Stenbock sie nicht unterwegs aufgegriffen hätte. Einer andern Nachricht zufolge fiel das glänzende Ding wirklich zu Boden und schlug sich eine tüchtige Beule.

Die leibliche Erſcheinung Karls zur Zeit, als er ausgewachſen war, iſt bekannt. Eine ziemlich hohe, aber magere und ſchmächtige Geſtalt, bräunlichblond behaart, ſchön blauäugig. Es iſt kennzeichnend, daß ihm ſeine mädchenhaft zarte und blühende Geſichtsfarbe als zu wenig mannhaft und heldiſch zu nicht geringem Aerger gereichte und daß er alles Mögliche that, um ein wettergebräuntes und roſtfarbiges Antlitz zu bekommen. Als Achtzehnjähriger warf er — und das iſt vielleicht das Geſcheidteſte, was er je gethan hat — die Perücke weg und erſchien nur noch in kurz geſchorenem, abenteuerlich aufwärts gekämmtem Haar. Sein Anzug war ſein Lebenlang ein ſehr einfacher und das Hauptſtück deſſelben ein grüner oder blauer Soldatenrock mit kupfernen Knöpfen und ohne alle Verzierung. Aber wiederum charakteriſtiſch iſt es geweſen, daß er es liebte, in Wehr und Waffen recht goliathmäßig ſich darzuſtellen. Seine ungeheuren Reitſtiefeln und Pfundſporen, ſeine enormen Stulphandſchuhe und ſein übermäßig langes und ſchweres Schwert ſtanden in groteskem Mißverhältniß zu

seiner Figur. Wie hierin, so lag ein Symptom der späteren Narrheit des jungen Mannes auch in seinem Prunken mit einer spartanischen Lebensführung. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen ohne zu zeigen, daß gerösteter Speck seine Lieblingskost und Dünnbier sein Leibtrunk sei.

2.

Von einem sechszehnjährigen Monarchen darf man billig erwarten, daß er sich ordentlich „ausrase", und diese Erwartung brachte Karl zu vollständigster und glänzendster Erfüllung. Doch ist ihm zu seiner Ehre nachzusagen, daß es nicht nach der Seite der Lüderlichkeit hin geschah. Karl ist, wie bekannt, sein Lebenlang ein keuscher Mensch gewesen und die Weiber vermochten ihm Nichts anzuhaben. Wie für Schönheit überhaupt, scheint er auch für die weibliche gar kein Organ und Verständniß gehabt zu

haben. Innerhalb des Ideals von Heldenthum, welches er sich zurechtmachte, war für das weibliche Element kein Raum. Ueberhaupt ist in dem ganzen Gehaben und Gebaren des Schwedenkönigs in seinen reiferen Jahren eine — nicht allein physische — Nüchternheit, eine Trockenheit und eine Verstandesdürre gewesen, welche mit seiner aufgedonnerten Herosrolle ganz absonderlich kontrastirten. Man muß unwillkührlich an den ingenioſen Kaballero aus der Mancha denken; denn, wie Jedermann weiß, war ja auch Don Quijote unbeschadet seiner ritterlichen Narrheit so ein nüchterner, trockener Gesell.

Der junge Fürst ließ es sich in der That sauer werden, zu einem „rechten Kriegsmann sich zu perfektioniren." Er schlief in Winternächten auf dem Heuboden der Hofstallung, er stand mitten in der Nacht auf, um sich im bloßen Hemd auf die nackte Diele zu legen. In tollem Reiten, wildem Schlittenfahren und kühnem Jagen leistete er das Menschenmögliche und so zu sagen noch mehr. Bei Tafel belustigte er sich, seinen Gästen Kirschensteine ins Gesicht zu schnellen und einem gezähmten Bären Zucker-

aufsätze einzuzwängen und Kannen voll Wein einzugießen. Nach Tische machte es ihm Spaß, Stühle zu zerbrechen, Kronleuchter zu zerschlagen und aus Pistolen nach den Marmorstatuen in den Sälen zu schießen.

Diese „in Kinderschuhen" vollbrachten Heldenthaten steigerten sich bis zum Gipfel anstößiger Extravaganz, so oft des jungen Königs Vetter und Schwager — er hat Karls Schwester Hedwig geheiratet — der Herzog Friedrich der Dritte von Holstein-Gottorp nach Stockholm kam. Die beiden edeln Schwäger führten sich auf, als wären sie so eben einem Tollhaus entsprungen. Rasende Wettritte und Wettfahrten wechselten mit Hasenhetzen, deren Schauplatz der Reichstagssal war. Bei Tage sprengten die Herren mit ihrem Gefolge im bloßen Hemde und mit gezogenen Säbeln durch die Stadt; bei Nacht trieben sie in den Straßen mit Fenstereinschlagen, Thürenzerbrechen, Schilderzerschmeißen u. s. w. ärgerlichsten Muthwillen. Mehrere Tage hintereinander erprobte der König auf des Herzogs Anstiften sein Kraftgenie dadurch, daß er in einem Sale des Schlosses Kälber,

Schafe und Ziegen je mit einem Säbelstreich enthauptete. Die abgeschlagenen Köpfe der Thiere aber wurden durch die Spiegelscheiben der Fenster auf die Straße geworfen. Fast zu derselben Zeit übte sich Karls späterer Hauptfeind und Ueberwinder, Czar Peter von Rußland, ebenfalls im Köpfen, indem er, wie glaubwürdig versichert wird, nahezu einem Hundert gefangener Strelitzen allerhöchsteigenhändig von Gottes Gnaden die Köpfe abfäbelte.

Aber diese gleichzeitig in Stockholm und in Moskau betriebene hochfürstliche Schlächterei mag fast wie ein sinnbildliches Vorzeichen späterer Welterereignisse erscheinen; denn es ist darin gewissermaßen der gewaltige Unterschied zwischen dem Schwedenkönig und dem Russenczar und ihren weltgeschichtlichen Rollen angedeutet. Karl köpft Kälber und Schafe: — seine ganze Laufbahn ist eine plan- und zielloſe, nicht nur unfruchtbare, sondern entschieden gemeinschädliche Kraftvergeudung. Der Kultur-Barbar Peter köpft Strelitzen, um in diesen russischen Janitscharen eines der größten Hindernisse zu beseitigen, welche dem mit furchtbarer Energie durchge-

führten Riesenplan seines Lebens, Rußland aus dem asiatischen Faulschlaf heraus und in das europäische Völkerleben herein zu reißen, sich entgegenstellten. Karl richtet die Geltung Schwedens als eines europäischen Großstaats auf immer zu Grunde, Peter erhebt Rußland zu einer europäischen Großmacht. Der Kampf zwischen den Beiden war eine Fehde zwischen „Common sense" und „Phantasus" und selbstverständlich mußte jener schließlich den Sieg davontragen....

Man hieß die Tollheiten, welche Karl in Gesellschaft seines Schwagers trieb, in Schweden die „gottorpischen Rasereien", weil man annahm, der Herzog verleite den jungen König dazu und zwar aus böswilliger Berechnung. Wenn nämlich Karl gelegentlich den Hals bräche, so hätte der Herr Schwager gute Aussicht, seinen Herzogshut mit der Schwedenkrone zu vertauschen. Und halsbrecherisch genug waren die Experimente, zu welchen der König sich verleiten ließ. So ließ er sich eines Tages bereden, auf einen eben eingefangenen Hirsch zu steigen, und brachte von diesem Ritt mit knapper Noth das

Leben heim. Eines andern Tages trieb der Herzog seinen Schwager an, einen Haufen lose aufgestapelter Bretter hinaufzugaloppiren, was geschehen wäre, falls das entschlossene Dazwischentreten eines schwedischen Magnaten das lebensgefährliche Abenteuer nicht hintertrieben hätte.

Man glaubte, eine Frau würde ein helfendes Mittel gegen alle die knabenhaften Berserkereien sein, und man bemühte sich daher, den König zum Heiraten zu bestimmen, um so mehr, da es den Anschein hatte, als hegte der jugendliche Stürmer und Dränger gerade zu dieser Zeit (1698) zärtliche Gefühle für das Hoffräulein Lewenhaupt. Es war aber Nichts damit. Karls Großmutter Hedwig Eleonore gab sich große Mühe, unter den Prinzessinnen in der Nähe und Ferne ihrem Enkel eine passende Braut zu wählen. Es wurde nach und nach ein ganzes Schock heiratsfähiger Fürstentöchter in Vorschlag gebracht, allein umsonst: der junge König war und blieb ehescheu. „Arel" — sagte er eines Tages zu seinem Günstling Arel Wachtmeister, welcher in ihn drang, sich zu vermählen, —

„wenn du mich liebhaſt, ſo ſprich mir nie mehr davon.“

Sein Sinn war auf ganz Anderes geſtellt und er hatte zum Heiraten weder Luſt noch Zeit. Zwar die Regierungsgeſchäfte that er in läſſig-autokratiſcher Manier nur ſo nebenbei ab, indem er ſich in ſeinem Schlafzimmer durch die Quaſi-Miniſter Polus und Oxenſtjerna über die auswärtigen und durch Piper über die inneren Angelegenheiten Vortrag halten ließ und ſeine Entſcheidungen gab. Dagegen aber waren ſeine Tage und theilweiſe auch ſeine Nächte hinlänglich ausgefüllt mit kraftgenialiſchen Uebungen und Strapazirungen, mit nimrodiſchen und ſoldatiſchen Zeitvertreiben aller Art. Wann noch eine Stunde übrigblieb, ſah man den König über einem Folianten von hundert Druckbogen ſitzen, welchen er zu ſeinem Leib- und Lieblingsbuch gemacht hatte. Das war der „Gideon von Maribrander“, ein alter Ritterroman, aus deſſen Leſung Karl ganz denſelben Nutzen zog, wie der Liebhaber Dulcinea's von Toboſo aus der Lektüre des Amadis von Gallien und des Palmerin von England. In allem Ernſte, der

König ſtudirte in dem genannten romantiſchen Wälzer Politik, Regierungsweisheit und Kriegskunſt und ſein Dichten und Trachten ging dahin, dem hochedeln Helden Gideon von Maribrander möglichſt ähnlich oder gar gleich zu werden. Kein Wunder daher, daß Karl der Zwölfte der Don Quijote der Weltgeſchichte wurde, welcher in der Perſon ſeines Landsmanns Fryxell nicht zwar ſeinen Cervantes, wohl aber einen höchſt fleißigen und von der Boswell-Seuche nicht allzu ſehr angeflogenen Biographen gefunden hat.

3.

Derweil war jene Konſtellation der europäiſchen Politik zur Reife gediehen, welche den ſogenannten nordiſchen Krieg herbeiführte und den achtzehnjährigen Schwedenkönig ſeine Rolle als hiſtoriſcher Maribrander zu ſpielen anheben ließ. Schweden

war damals, wie Jedermann weiß, im Beſitze von Finnland, Ingermanland, Eſthland und Livland, von Rügen, Vorpommern und Stettin, von Wismar, von Bremen und Verden. Es zählte mit unter den Staaten erſten Ranges. Da es aber gewaltſam auf dieſe Machtſtufe gelangt, da es ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriegsraub gewachſen war — „vivitur ex rapto“ ſei, ſagte man, Schwedens Loſung — ſo war es ganz natürlich, daß ſämmtliche Nachbarn mit Neid und Haß auf das Land blickten. Der Hingang Karls des Elften ſchien ihnen die langerſehnte Möglichkeit zu eröffnen, an dem von einem Knaben regierten Schweden für manche empfangene Unbill Rache zu üben und nun ihrerſeits vortheilhafte Kriegsraubgeſchäfte zu machen. An Vorwänden hiezu fehlte es nicht, und hätte es auch daran gefehlt, ſo kümmerte das die durchaus gewiſſenloſe Kabinettspolitik, die ganz und gar ſkrupelfreie Staatspraktik von damals, die nur eine organiſirte, im Großen betriebene Land- und Seeräuberei war, blutwenig oder gar nicht. Von den Völkern, ihren

Rechten, Bedürfniſſen, Leiden und Wünſchen war ohnehin keine Rede. Die Könige von damals würden, ſo man ihnen davon geſprochen hätte, ebenſo verwundert aufgeſchaut haben, wie heutzutage ein Schachſpieler thäte, den man überreden wollte, er dürfte nicht eine beliebige Anzahl von Figuren opfern, um dahin zu gelangen, dem Gegner ein vielverſprechendes Schach bieten zu können.

Ihre widerſchwediſchen Intereſſen und Abſichten führten den vierten Friedrich von Dänemark und den körperſtarken, aber geiſtes- und charakterſchwachen Bruder Lüderlich, Kurfürſt Auguſt von Sachſen und König von Polen, mit Czar Peter von Rußland leicht zu einer Koalition zuſammen. Später trat auch Preußen der Kompagnie gekrönter Räuber bei. Die Operationen des gemeinſamen „Geſchäfts" ſollten darauf gerichtet ſein, Schweden alſo zu berauben, daß Dänemark die Herzogthümer Schleswig-Holſtein dem Gottorper, dem ſchwediſchen Schützling, entriſſe, daß ferner Kexholm, Ingermanland und ein möglichſt großes Stück Finnland an Rußland, Livland und Eſthland an Polen, Stettin und etwa ein

Stück Vorpommern an Preußen gebracht würde. Alle dieſe Raubgedanken ſind ſeither bekanntlich verwirklicht worden, und zwar in noch größerem Umfang, wenn auch ziemlich abweichend von der urſprünglich geplanten Weiſe. Der weitaus größte Brocken von Schwedens weiland Großmacht ſteckt in dem unverwüſtlichen Rieſenmagen der Matuſchka Moskavia, welche es zu jener Zeit und noch lange nachher nicht gerade als zur Bildung gehörig anſah, von Weile zu Weile gegen alle ihr „angeſonnenen" Eroberungstendenzen und „untergeſchobenen" Erweiterungspläne feierlich zu „proteſtiren."

Nun aber hatten ſich Schwedens Feinde in dem Knaben Karl zunächſt bitterlich verrechnet. Er verblüffte die Gegner durch ſein erſtes Auftreten auf der Weltgeſchichtsbühne nicht weniger, als er noch lange nachher die Hiſtoriker verblüfft hat, gerade ſo lange nämlich, als die Geſchichtſchreibung von dem „göttlichen Recht" monarchiſcher Willkür ebenſo feſt überzeugt war, wie dieſe ſelbſt. Ein unſäglich beelendendes Gefühl übernimmt Einen, wenn man durch die dicken Quartanten ſich durcharbeiten muß,

in welchen klägliche Pedanten mit in die Jauche gelahrter Niedertracht und niederträchtiger Gelahrtheit getauchten Federn die Ereigniſſe jener Zeit verzeichneten. Man muß die deutſchen Hiſtorienbücher von damals kennen, um ſo recht zu wiſſen, in welche Kloake von Barbarei und Gemeinheit der deutſche Geiſt zu Anfang des 18. Jahrhunderts verſunken war. Was für eine Zeit, wo ein ſolches Laſterbündel von Landverderber, wie Auguſt der Starke war, nicht nur in allen Tonarten der Schmeichelei als „der Große“ angedudelt wurde, ſondern alles Ernſtes für einen großen Mann und Muſterfürſten galt, ſelbſt in den Augen ſeines eigenen, von ihm bis aufs Blut geſchundenen Sachſenvolks! Die deutſche Knechtſchaffenheit jener Periode hat ſich in den Gedichten des Mannes, welcher lange Jahre den „deutſchen Parnaß gouvernierte“, ein Denkmal von Koth errichtet. Denn in Wahrheit, es dürfte in den verdorbenſten Zeiten von Rom und Byzanz ſchwerlich ein Afterpoet geſchweifwedelt und geſpeichelleckt haben, der es an ſuperlativiſcher Bedientenhaftigkeit mit Herrn Gottſched hätte aufnehmen

können *). Welche glorreiche Riesenarbeit haben unsere Helden, Heiligen und Märtyrer gethan, unsere

*) Das Tollste ist, daß, nachdem er sich in seinen Versen seitenlang vor August dem Starken förmlich im Staube gewälzt, der schamlose Pedant die Frechheit hatte, auszurufen: —

„Du, strenge Wahrheit (!), laß dies Blatt
In deinem Tempel ewig währen!
Mein Mund ist kein erkaufter Mund,
Er hat nicht schmeichlerisch gesungen."

Und doch sollte Gottsched noch übergottschedet werden, von einem gewissen Hanken nämlich, welcher edle Hofrath in seinem Trauergedicht auf den Tod Augusts des Starken (1733) also lobposaunete: —

„Kein König hat gelebt, kein König ist gestorben,
Der so viel wahren Ruhm gleich dem August erworben;
Schweig', pralerhaftes Rom, vom Titus und Trojan!
August hat Mehreren, als Jene, wohlgethan.
Es wird ganz Sachsenland und alle Welt bekennen,
Er sei ein Vater mehr als König zu benennen.
Wie man mit Klugheit herrscht, mit Gütigkeit regiert,
Das Volk bei Friedenszeit zur Kriegesschule führt,
Wie man durch Wissenschaft so Pracht als Kunst verbindet,
Die stolzen Feinde schlägt, ja selbst sich überwindet,
Der Rache Süßigkeit ganz aus den Augen setzt,
Des Landes Wohlfahrt mehr als eitle Ruhmsucht schätzt,
Dies Alles hat August, ja noch viel mehr erwiesen,
Was uns das Alterthum von Herkules gepriesen."

Der gute Mann hat gar keine Ahnung, daß er, da jede Zeile

Aufklärer und Klassiker, unsere Denker und Dichter, alle die unsterblichen Lichtbringer von Thomasius bis Kant, von Klopstock bis Schiller, indem sie eine so entsetzlich versumpfte Nation wieder zum Bewußtsein der Menschenwürde erhoben!...

Das Debüt des achtzehnjährigen Schwedenkönigs hatte etwas wirklich Ueberraschendes, so daß die Verwunderung Europa's sich leicht erklärte. Wie eines flammenden Nordlichts Aufleuchten war der Aufschritt des Jünglings, der Phantasie der Menschen sich bemeisternd und ihnen ein mit Schrecken gemischtes Staunen abnöthigend. Es schien eine Weile, daß im Norden ein moderner makedonischer Alexander aufgestanden und daß es Schwedens Geschick sei, die vorherrschende Macht des Erdtheils zu werden. Die blitzschnell sich folgenden, glanzfunkelnden Erstlingserfolge des jugendlichen Helden-

seiner Lobsalbaderei eine Lüge, eigentlich eine scharfe Satire geschrieben habe. Die sogenannten Historiker wetteiferten mit den sogenannten Poeten um den Preis der Gemeinheit. Man durchblättere, um sich davon zu überzeugen, die „Heldengeschichten" der Faßmann, Gundling und Konsorten.

königs, wie er alsbald genannt wurde, ließen selbst nüchtern gestimmte Beobachter nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb Schwedens darüber hinwegsehen, daß der schwedische Staat schon um seiner übel bestellten Finanzen willen — Karl hatte die sämmtlichen Ersparnisse seines klugen Vaters binnen drei Jahren kraftgenialisch verthan — gar nicht im Stande sei, der Durchführung einer Helden- und Eroberrolle zur Basis zu dienen. Daß aber Karl, durch seine ersten wundersamen Erfolge völlig in die Region donquijotischer Phantasiewillkür und maribranderischer Romantik hineingeschwindelt, diese Rolle sich aneignete, unterliegt keinem Zweifel. Sie machte ihn, mehr und mehr in seinem Gehirne zu einer fixen Idee sich verknöchernd, erst zu einem glänzenden, dann zu einem verwilderten Abenteurer und schließlich zu einem kompleten Narren, dessen lichte Augenblicke immer seltener wurden.

3.

Die Zettelungen und Zurüſtungen der Feinde Schwedens waren gerade mit dem Jahrhundert ſoweit gediehen, daß man die Koalitionsmine explodiren laſſen konnte. Zuerſt brach Dänemark los und zwar gegen Karls Schwager und Schützling, den Herzog von Schleswig-Holſtein, während Rußland und Polen ſich anſchickten, Livland und Eſthland anzufallen.

Karl hatte außerordentliche Mühe, die zu ſeinen Rüſtungen nöthigen Gelder aufzubringen, und er erkaufte dieſelben nur mittelſt ſchwerer Zugeſtändniſſe an die ſchwediſche Ariſtokratie. Am Abend des 13. April von 1700 verließ er die Hauptſtadt, um ſeine Maxibrander-Laufbahn anzutreten, und er hat Stockholm nie wieder geſehen. Am 25. Juli legte die ſchwediſche Flotte am toberuper Felde zwiſchen Kopenhagen und Helſingör auf Seeland an und bewerkſtelligte Karl unter lebhafter Gegenwehr der Dänen die Landung ſeiner Armee. Mitten im Wirrwarr des Landungskampfes ſoll der König

einen alten Soldaten gefragt haben: „Was ist das für ein Sausen in der Luft?“ — „Das Pfeifen der Kugeln, Majestät.“ — „Wohl, das soll künftig meine Leibmusik sein.“ Diese Anekdote ist, wie viele von Karl erzählte, nicht Geschichte, sondern Wachtstubenpoesie. Der dänische Feldzug nahm übrigens ein rasches Ende. Denn bevor Karl zu seinem beabsichtigten Sturm auf Kopenhagen schreiten konnte, beseitigte der am 8. August zu Traventhal zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein geschlossene Friede die Ursache des Krieges. Der Schwedenkönig benahm sich, vor der dänischen Hauptstadt lagernd, mit der Großmuth eines irrenden Ritters, indem er von Dänemark als Friedensbedingung nur das Versprechen forderte, den Feinden Schwedens keinen Vorschub zu leisten. Dann zog er ab und heim nach Schonen und von da nach Bleckingen, wo die gegen den Russenczar Peter und den Polenkönig August, welche inzwischen ebenfalls den Krieg begonnen hatten, gerüstet wurde.

Am 1. Oktober stach Karl mit einer Flotte von 200 Schiffen und 8000 Mann Truppen von Karls-

krona und Karlshamen aus in die Oſtſee, landete nach einer ſtürmiſchen Ueberfahrt in Pernau und wollte zunächſt auf Riga marſchiren, weil er dort herum das Heer Auguſts des Starken vermuthete. Nachdem er aber erfahren, daß die Sachſen bereits in die Winterquartiere gegangen, brach er, ohne weitere Verſtärkungen abzuwarten, mit ſeinem kleinen Heer gen Narwa auf, welches Czar Peter mit 80,000 Ruſſen belagerte. Wie glänzend Karl am 20. November von 1700 bei Narwa mit ſeinen 8 bis 9000 Schweden die nahezu zehnfache ruſſiſche Uebermacht beſiegte, iſt bekannt. Der Czar, welcher den Tag von Narwa nicht mitgemacht, war in ſeiner Art Philoſoph genug, die Nachricht der furchtbaren Niederlage ſeiner Truppen mit den Worten zu beantworten: „Ich weiß recht wohl, daß die Schweden uns noch manches Mal ſchlagen werden; allmälig werden wir aber von ihnen lernen, ſie wieder zu ſchlagen.“ Das hieß wie ein Staatsmann ſprechen. Der Schwedenkönig ſagte, über die erſiegte Walſtatt reitend: „Es iſt gar kein Vergnügen, mit den Ruſſen ſich zu ſchlagen; denn ſie halten nicht Stand,

ſondern laufen davon". Das hieß wie ein Maribrander ſprechen.

Dem raſchen Erfolg auf Seeland und dem Glanzſieg bei Narwa reihte ſich als dritte große Schickſalsgunſt der zermalmende Schlag an, womit Karl am 9. Juli von 1701 an der Düna bei Riga ein ſächſiſch-ruſſiſches Heer zu in alle Winde zerſtiebendem Müll zerſchlug. Wenn jetzt der Sieger als Politiker handelte, mußten ihm die großartigſten Vortheile zufallen. Allein ſtatt Politik trieb der Schwedenkönig nur Donquijoterie und zwar mit einem Starrſinn, der ſchon jetzt häufig den anhebenden Wahnſinn durchblicken ließ.

Er hatte ſich's in den Kopf geſetzt, alle ſeine Macht und Stärke gegen den allerungefährlichſten ſeiner Gegner zu wenden, gegen Auguſt den leibſtarken Schwächling, den er vom polniſchen Throne ſtoßen und überhaupt vernichten wollte. Es half Nichts, daß Auguſt um Frieden bat. Es half Nichts, daß alle denkenden Männer in Karls Umgebung ihm eindringlich vorſtellten, der Rachezug gegen den Kurfürſten von Sachſen würde das Gebiet der Republik Polen

krona und Karlshamen aus in die Ostsee, landete nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pernau und wollte zunächst auf Riga marschiren, weil er dort herum das Heer Augusts des Starken vermuthete. Nachdem er aber erfahren, daß die Sachsen bereits in die Winterquartiere gegangen, brach er, ohne weitere Verstärkungen abzuwarten, mit seinem kleinen Heer gen Narwa auf, welches Czar Peter mit 80,000 Russen belagerte. Wie glänzend Karl am 20. November von 1700 bei Narwa mit seinen 8 bis 9000 Schweden die nahezu zehnfache russische Uebermacht besiegte, ist bekannt. Der Czar, welcher den Tag von Narwa nicht mitgemacht, war in seiner Art Philosoph genug, die Nachricht der furchtbaren Niederlage seiner Truppen mit den Worten zu beantworten: „Ich weiß recht wohl, daß die Schweden uns noch manches Mal schlagen werden; allmälig werden wir aber von ihnen lernen, sie wieder zu schlagen.“ Das hieß wie ein Staatsmann sprechen. Der Schwedenkönig sagte, über die erstegte Walstatt reitend: „Es ist gar kein Vergnügen, mit den Russen sich zu schlagen; denn sie halten nicht Stand,

ſondern laufen davon". Das hieß wie ein Maxi-brander ſprechen.

Dem raſchen Erfolg auf Seeland und dem Glanz-ſieg bei Narwa reihte ſich als dritte große Schickſals-gunſt der zermalmende Schlag an, womit Karl am 9. Juli von 1701 an der Düna bei Riga ein ſäch-ſiſch-ruſſiſches Heer zu in alle Winde zerſtiebendem Müll zerſchlug. Wenn jetzt der Sieger als Politiker handelte, mußten ihm die großartigſten Vortheile zufallen. Allein ſtatt Politik trieb der Schweden-könig nur Donquijoterie und zwar mit einem Starr-ſinn, der ſchon jetzt häufig den anhebenden Wahn-ſinn durchblicken ließ.

Er hatte ſich's in den Kopf geſetzt, alle ſeine Macht und Stärke gegen den allerungefährlichſten ſeiner Gegner zu wenden, gegen Auguſt den leib-ſtarken Schwächling, den er vom polniſchen Throne ſtoßen und überhaupt vernichten wollte. Es half Nichts, daß Auguſt um Frieden bat. Es half Nichts, daß alle denkenden Männer in Karls Umgebung ihm eindringlich vorſtellten, der Rachezug gegen den Kurfür-ſten von Sachſen würde das Gebiet der Republik Polen

berühren und demnach auch dieſe, welche bislang ihren König ſeinen Streit allein hatte ausfechten laſſen, gegen Schweden in Harniſch bringen. Es half endlich auch Nichts, daß man dem Könige zeigte, ſein weitaus gefährlichſter Gegner ſei der Czar Peter und gerade dieſem würden ja die ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen preisgegeben ſein, während Karl in Polen und Sachſen dem Phantom einer romantiſchen Rache nachjagte. Es half Alles Nichts, der Unſinn mußte ſeinen Lauf haben und damit iſt denn auch ſchon der große Wendepunkt in Karls Weltſtellung und Geſchicken eingetreten. Aus dem heldiſchen König, als welcher er ſo eben aufgetreten, ward ein blind ins Blaue fahrender Kriegsſpektakeler, deſſen anachroniſtiſches Geraſſel und Getobe lächerlich geweſen ſein würde, falls es nicht für Länder und Völker ſo unheilvoll und verderblich war. Vorab auch für ſein eigenes. Karl hatte von den Pflichten eines Regenten gar keine Vorſtellung und iſt trotz der ſchweinsledernen Bibel, welche er immer mit ſich herumſchleppte, ein ganz und gar gewiſſenloſer Menſch geweſen, der Alles ſeinen Grillen und

Launen, mit einem Wort, seiner Narrheit opferte und sein Vaterland zu Grunde gerichtet hat.

Unzugänglich allen Gründen der Vernunft und allen Regeln und Forderungen der Kriegs- und Staatskunst zum Trotz drang, die russische Macht in seinem Rücken lassend, der „nordische Alexander", wie der Unverstand ihn nannte, in Polen ein, überzog das Land und zwang den Reichstag, die Absetzung des leibstarken Augustus zu dekretiren und eine neue Königswahl anzuordnen, welche dann auch statthatte und dahin ausschlug, daß die widersächsische Partei den Kandidaten Karls, den Stanislaus Lescynski, ein Mitglied der polnischen Schlachta (niederer Adel), zum König erkor. Dieser nationalpolnische Gegenkönig des sächsischen Augustus war übrigens nicht mehr werth als dieser. Zwar lange nicht so lüderlich wie der Leibstarke, aber ein indolenter Tabaksschmaucher, ein Nichtkönig jeder Zoll. Einstweilen hielt Karls langer Degen diese Königspuppe auf ihrem Throne aufrecht, während der „löwenmuthige" Augustus das Hasenpanier ergriff und nach Sachsen entwich.

Bevor dies geschah und während der Krieg noch in Polen spielte, hatte sich in Karls Laufbahn eine Episode hineingeschoben, welche unzweifelhaft als ein „lichter Moment" bezeichnet werden darf. Der sächsische Augustus nämlich, der Vater von dreihundert und etlichen Bankerten, welchem man, wie vormals dem Papst Alexander dem Sechsten, nachsagte, daß er der Liebhaber einer seiner eigenen Töchter, der sogenannten Gräfin Orzelska — sie wurde von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen, der nachmals Friedrich der Große geworden, gelegentlich mit einem Kinde beschenkt — also der sächsische Augustus glaubte, während er noch in Warschau saß, ein neunzehnjähriger Berserker von Schwedenkönig müßte doch wohl auch seine schwache Seite haben und, wenn nicht für Diplomaten in Perücken, so doch gewiß für Diplomaten in Schnürleibern und Unterröcken zugänglich sein. Demzufolge suchte er einen unwillkommenen Besuch, womit ihn eine seiner abgelegten Maitressen, die bekannte schwedische Gräfin Aurora von Königsmark, welche er zur Koadjutorin der Abtei Quedlinburg gemacht

hatte, in Warschau überraschte, zu Gunsten seiner Angelegenheiten auszunützen, indem er die allbereits dreiunddreißigjährige Schöne — (sie war 1668 geboren) — welche aber immer noch eine Schöne war, mit einer Friedensmission ins schwedische Hauptquartier betraute... Aurora, ihren Reizen und ihrer Klugheit vertrauend, machte sich also nach Würzau in Kurland auf und langte zur Neujahrszeit von 1702 glücklich daselbst an. Allein die Unterrocksdiplomatik scheiterte völlig und kläglich. Der königliche Gideon von Maribrander, kalt wie Schnee und keusch wie Eis, ließ die vornehme Er-Buhlerin gar nicht vor sich. Vergeblich ließ sie alle Künste ihres ehemaligen Gewerbes spielen; umsonst verlegte sie sich auf allerhand Listen, um eine Begegnung mit Karl zu erzwingen; vergeblich bombardirte sie ihn mit zierlichsten Billets; umsonst reimte sie ihn französisch an, freilich in sehr ordinären Perückenstylversen*). Er wollte sie schlechterdings nicht

*) „A la table des dieux Mercure louoit fort
Le jeune monarque du Nord.

ſehen und ließ ſie gänzlich unverrichteter Dinge, was man ſo nennt, abfahren. Deſſenungeachtet hat die nicht eben ſehr zartfühlende Dame ſpäter es noch einmal verſucht, dem Schwedenkönig ſich zu nähern. Nämlich als derſelbe nach dem Abſchluß des Friedens von Alt-Ranſtädt (September 1706) in Leipzig Hof hielt. Sein Miniſter Piper machte daſelbſt mit Feſten und Gaſtereien großen Aufwand und eines Tages beabſichtigte er zur Hochzeit ſeiner Schwägerin auch die in der Stadt anweſende Gräfin von Königsmark einzuladen. „Darf ich?“ fragt er ſeinen Gebieter, welcher ebenfalls zu kommen ver-

---

En parlant des héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers,
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérance,
Si rare parmi les guerriers.
Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des dieux, discourant à sa gloire
Le plaçoit par avance au temple du mémoire,
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot.“

ſprochen hat. „Habe Nichts dagegen.“ — „Aber, Majeſtät, ich bin in Verlegenheit, welche Ehrenbezeugungen der Gräfin erwieſen werden ſollen, ohne die Ranganſprüche der übrigen Damen zu beeinträchtigen.“ — „Ehrenbezeugungen? Was? Sie iſt ja 'ne Hure.“ — „Aber, Majeſtät, Gräfin Aurora gehört einer großen Familie an und man kann ihr doch eigentlich nur vorwerfen, die Geliebte eines Königs geweſen zu ſein.“ — „Ei was! König oder Bauer! Sie iſt und bleibt eine Hure und ſoll wegbleiben!“ ... Das ſtimmte nun freilich nicht ſehr zu dem herrſchenden Ton im „galanten“ Sachſen, überhaupt nicht zum vornehmen Lotter- und Luderton der Zeit, war aber nur um ſo richtiger und braver geſprochen.

Alſo nach Sachſen hatte Karl in Verfolgung Auguſts des Starken den Krieg getragen, am 22. Auguſt von 1706 mit 20,000 Mann bei Hernſtadt in Schleſien den deutſchen Boden betretend, auf welchem die Erinnerungen an die Schwedengräuel des dreißigjährigen Krieges wachzurufen die ſchwediſche Soldateska eifrig und erfolgreich ſich bemühte.

Schade, daß Strohköpfe von lutheriſchen Pfaffen und Konſiſtorialräthen noch nicht auf die ſublime Idee verfallen ſind, dem Guſtav-Adolf-Verein, welcher mit beiſpielloſer Gedankenloſigkeit einem der grimmigſten Feinde Deutſchlands zu Ehren von Deutſchen geſtiftet worden, auch noch einen Karls-Verein zur Seite zu ſtellen. Das arme Sachſenland, welches der polniſch-ſchwediſche Streithandel ſeines ſtarken Bankertevaters gar Nichts anging, hatte in Folge der deutſchen Landesväterlichkeits-praxis in dieſem Streite dennoch ſchon 36,000 Soldaten, 800 Geſchütze und 88 Millionen Thaler aufgewendet und geopfert und jetzt hatte es noch die ſchwediſchen Preſſer auf dem Halſe, ein ganzes Jahr lang.

Der jämmerliche Auguſt — welchen Doktor Faſtmann in ſeinem „Glorwürdigen Leben Friederici Auguſti“ (1733) den „Großen“ zu betituln nicht unterläſſet — mußte ſich zu dem bereits erwähnten altranſtädter Friedensſchluß bequemen, welcher ihn zum Kurfürſten von Sachſen degradirte. Der „Große“ ſcheute nicht einmal vor der Schmach zu-

rück, den livländischen Patrioten und widerschwedischen Diplomaten Patkull, welcher kraß-völkerrechtswidrig als Gefangener auf dem Königstein saß, an Karl auszuliefern, der auf seinem im Herbste von 1707 angetretenen Zuge von Sachsen nach Polen den Unglücklichen in so infernalisch-grausamer Weise hinrichten ließ, daß diese eine Brutalität schon ausreicht, all das dumme Gerede von Karls Großmuth richtig zu werthen. Der ritterliche Narr konnte unter Umständen ein sehr grausamer Narr sein.

Der Aufbruch aus Sachsen nach Polen war erfolgt, weil, während der Schwedenkönig jahrelang in Polen und Sachsen maribranderisch umhergerasselt war, um gänzlich unfruchtbare Lorbeern zu gewinnen, der Russenczar in den schwedischen Ostseeprovinzen solide Eroberungsgeschäfte gemacht und Petersburg gegründet hatte. Karl bildete sich ein, mit dem Peter ebenso leicht fertig zu werden, wie er es mit den ökonomisch und moralisch verlumpten polnischen Magnaten und ihrem König August geworden war. Taub für alle Warnungen, zog Karl mit seinen Schweden, für welche Sachsen, wie man

ſich gelehrt ausdrückte, zu einem Kapua geworden war, durch Schleſien nach Lithauen, von dort nach Großpolen und Maſovien und von da immer weiter und mitten nach Rußland hinein, bis nach — Poltawa. Unterwegs, auf dem Marſche von Smorgoni gen Boriſſow, erhaſchen wir, mit Hülfe der Memoiren des ruſſifizirten Polen Bulgarin, den letzten lichten Moment, den letzten wahrhaft menſchlich-guten Schimmer in Karls Leben *).

---

*) Bulgarin (Mem. I, 75 fg.) theilt aus dem Munde ſeiner Urgroßtante, der Panna Onjuchowska, welche ein Alter von 115 Jahren erreichte, mit, was ſie von der Einkehr des Schwedenkönigs in ihrem Vaterhauſe im Jahre 1708, zur Zeit, als ſie ein halbwüchſiges Mädchen von 12 Jahren war, ihrem Urgroßneffen erzählt hat. Es war bei ihrem Vater für den König Quartier angeſagt und die ganze Schlachtitz-Familie rüſtete und putzte ſich aufs Beſte, den hohen Gaſt zu empfangen. Gegen Mittag ritten zwei Offiziere, von einem Soldaten begleitet, in den Hof. „Ob das wirklich Adjutanten des Schwedenkönigs ſein mögen? So ärmlich gekleidet!“ Die Offiziere ſtiegen ab und der Marſchall (Hausmeiſter) empfing ſie in dem Vorſal. Sie fragten nach dem Hausherrn, welcher ſich mit der ganzen Familie hinauf begab. „Sind Sie der Herr vom Hauſe?“ fragte der Jüngere der beiden Offiziere höflich in deutſcher Sprache. „Zu dienen. Was iſt

Hundert und vier Jahre ſpäter iſt an der Spitze der gewaltigſten und ſtolzeſten Armada, welche die

---

Ihnen gefällig?“ — „Das königliche Quartier iſt hier. Haben Sie die Güte, uns die für den König beſtimmten Zimmer zu zeigen.“ — „Mein ganzes Haus ſteht zur Verfügung Sr. Majeſtät.“ — „Ihm genügt ein Zimmer, zwei andere aber erbitte ich für die Kanzlei und die Adjutantur.“ — „Richten Sie Alles nach Ihrem Wohlgefallen ein. Aber ſagen Sie mir, wird der König bald vorfahren, damit wir uns anſchicken können, ihn gebührend zu empfangen.“ — „Sie haben ihn bereits empfangen. Ich bin der König“. . . Karl benahm ſich ſehr freundlich gegen ſeine Quartiergeber. Er aß am Familientiſche und war äußerſt genügſam und erkenntlich. „Mir iſt — erzählt Panna (Herrin) Onjuchowska — als ſähe ich ihn noch vor mir, dieſen ſchrecklichen König, über den ſo viele Bücher geſchrieben ſind. Drei Tage lang hatte ich Gelegenheit, mich nach Herzensluſt an ihm ſatt zu ſehen. Er, welcher die Welt in Schrecken ſetzte, war ſanft wie ein Lamm und verſchämt wie eine Nonne. Von ziemlich langem, ſchlankem und ſchmächtigem Wuchſe, hatte er ein Geſicht, welches im Verhältniß zum Rumpfe und ſelbſt zum Schädel zu klein war. Schön iſt er nicht geweſen, aber man konnte ſein pockennarbiges Geſicht auch nicht häßlich finden. Seine dunkelblauen Augen glänzten wie Brillanten. Er trug keine Perücke. Sein blondliches Haar war leicht gepudert, kurzgeſchoren, nach oben hinaufgekämmt und im Nacken zu einem kleinen Zopf zuſammengebunden. Er ſah ſehr jugendlich aus, ſtets trug er eine blaue Uniform mit gelbem Futter und rothem

Welt geſehen, ein anderer Eroberer denſelben Weg gezogen, um in Moskau die Nemeſis zu finden, den Anfang vom Ende, den Beginn der Strafe für den beiſpielloſen Mißbrauch eines beiſpielloſen Genies und Glücks. Karl der Zwölfte richtete ſeinen Marſch nicht ſoweit nach Oſten, ſondern bog in ſüdöſtlicher Richtung rechtshin ab, nach der Ukraine, indem er ſich, verführt von den überſtiegenen Hoffnungen, welche er auf das von dem Koſakenhetman Iwan Stephanowicz Maſeppa ihm angetragene Bündniß, ſowie auf die Hülfeverheißung der Türken ſetzte, mit gewohnter Tolldreiſtigkeit in die Unermeßlichkeit der ſüdruſſiſchen Steppen warf. Ein recht und ſchlecht donquijotiſches Unternehmen vom Anfang an und ſo recht und ſchlecht maribranderiſch geführt! Die unglücklichen, dem Verderben entgegengeſchleppten Schweden hätten von Rechtswegen den Narrenkönig

Kragen, gelblederne Beinkleider und ungeheuer große Stiefeln mit gar gewaltigen Sporen. Sein Schwert, ſeine faſt bis zum Ellnbogen reichenden Lederhandſchuhe, ſeine Stiefeln ſammt den Sporen ſtanden in ſo ungünſtigem Verhältniß zu ſeiner Geſtalt, daß wir Mädchen ſeine Goliathsrüſtung beſpöttelten."

in ein Zwangshemd verpacken und ins Tollhaus nach Stockholm heimschicken sollen. Kennzeichnet es doch die ganze Lage, daß Karl eine närrische Freude empfand, als ihm Maseppa — der bekanntlich ein Anderer in Byrons Prachtgedicht und ein Anderer in der Geschichte — zu Kalomak vorgeflunkert hatte, „es seien von hier nur noch acht Meilen bis zur asiatischen Grenze; soweit also seien Sr. Majestät unwiderstehliche Waffen bereits vorgedrungen". Der König nahm diesen Humbug für bare Wahrheit, wie sich denn solche Starrköpfe am leichtesten mittelst Lügen gängeln lassen, und sagte eifrigst: „Dahin müssen wir, um sagen zu können, daß wir auch in Asien gewesen".

Derweil hatte Czar Peter sich bemüht, seine nach der Niederlage bei Narwa gethane Prophezeiung in Erfüllung zu bringen, d. h. seine Russen von den Schweden lernen zu lassen, wie man die Schweden besiege. Er sorgte auch dafür, daß am Entscheidungstage die Russen ihren bis auf wenige Tausende herabgeschmolzenen, abgehetzten, schlecht mit Munition versehenen Gegnern sehr beträchtlich an Zahl

überlegen waren. Dieſer Entſcheidungstag bei Poltawa, bis wohin allen flehentlichen Bitten ſeiner Getreueſten ungeachtet, allen Warnungen des ſchlauen Maſeppa zum Trotz Karl vorgedrungen, der 9. Juli von 1709 machte dann der ritterlich-romantiſch-ſinnloſen Irrfahrt deſſelben ein Ende mit Schrecken. Das ganze ſchwediſche Heer ward vernichtet oder gefangen. Ein verwundeter Flüchtling, entging er nur mit Mühe den Verfolgern. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli ſetzte er mit ſeinen Fluchtgenoſſen über den Dnjepr, floh weiter zum Bug und von dieſem bis nach Bender, die Gaſtfreundſchaft der Türken anſprechend.

„Nun ſtehen Petersburgs Grundmauern unerſchütterlich feſt!“ ſchrieb vom Siegesfeld bei Poltawa triumphirend der Czar.

5.

Unter allen den abenteuerlichen Kapiteln der Geſchichte Karls des Zwölften bildet die Zeit, wo er,

um mit Tegnér zu reden, „in Bender lag", ſicherlich das abenteuerlichſte. Ein hülfloſer Flüchtling wird von der Regierung eines ihm wildfremden Volkes, das nicht die geringſte Verpflichtung gegen ihn hat, mit großmüthigſter Gaſtlichkeit aufgenommen, in freigebigſter Weiſe jahrelang bewirthet — das Gefolge des Königs, ab und zu an Zahl wechſelnd, betrug durchſchnittlich 400 Perſonen, zuletzt aber 700, und zum Unterhalt deſſelben gab die Pforte außer den Lebensmitteln und der Fourage täglich noch 500 Thaler her — der Gaſt dagegen bietet Alles auf, um in ſeine tollen Händel auch ſeinen großmüthigen Wirth zu verwickeln, er verſtrickt denſelben in einen Krieg, zettelt Ränke aller Art unter ſeines Wirthes Untergebenen an, wird dadurch nachgerade Dieſen und Jenem im höchſten Grade überläſtig, ſteigert aber nur in demſelben Maaße ſeine unverſchämten Anſprüche noch und endigt damit, das unbeſtreitbare Recht des hundertfach beleidigten und gemißbrauchten Wirthes, den tollen Gaſt zum Hauſe hinauszuweiſen, mit der blanken Waffe zu beſtreiten. Und das Alles, während ſein heimiſches

Land, in Todesnöthen ringend, umſonſt des Königs Heimkehr erbittet und erfleht! War dies nicht das Gebaren eines Narren, ſo hat es ein ſolches nie gegeben.

Volle fünf Jahre und etliche Monate lang lungerte Karl in Bender. Es gelang ihm, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu ſtacheln, zu jenem Kriege, im Verlaufe deſſen die Größe und das Glück des Czaren Peter im Lager bei Husch am Pruth zu Staub zerrieben worden wären, falls der Großweſir Baltadſchi Mohammed nicht entweder ein Eſel oder ein Schuft oder auch Beides zumal geweſen wäre. Es wurde auch gemunkelt, daß er den Czaren am Pruth habe laufen laſſen, um dem ihm verhaßten Einlagerer von Schwedenkönig einen Poſſen zu ſpielen (Juli 1711). Sicher iſt, daß es dieſem nicht glücken wollte, die Türken zum zweiten Male gegen die Ruſſen zu hetzen. Trotzdem aber, daß er einſehen mußte, ſein Gewerbe in der Türkei ſei zu Ende und er ſei den Türken im höchſten Grade läſtig und unwerth, blieb er doch in Bender liegen, in ſeinem geliebten „Gideon von Maribrander“

studirend und ließ das arme Schweden gegen die Angriffe von Seiten Peters und des wieder nach Polen zurückgegangenen sächsischen August, sowie von Seiten Dänemarks, Preußens und Hannovers, sich abzappeln, bis zur völligen Erschöpfung, bis zur Athemlosigkeit. Kamen mitunter gar zu bewegliche Klagen von daheim nach Bender, so zuckte der „fromme Heldenkönig" die Schultern und schrieb in sein Notizenbuch den Reim: —

„Was zaget ihr doch?
Gott und Ich leben ja noch —"

worin sich, urtheilt der gesunde Menschenverstand, bei Weitem weniger wirkliche Frömmigkeit als aberwitziger Dünkel kundgab.

Allerhand Wirbelwindpläne fuhren dem königlichen Abenteurer durch den Kopf. Einer darunter ist bemerkenswerth, eine Reminiscenz gustav-adolfischer Betreibungen: — das Projekt, ein Bündniß protestantischer Fürsten in Deutschland unter Karls Protektion zu Stande zu bringen. Natürlich ging der Einfall so rasch, wie er gekommen war, und

ſpurlos vorüber. Inzwiſchen waren die Türken, ſelbſtverſtändlich durch ruſſiſche Agenten in dieſer Richtung bearbeitet, des unholden, läſtigen und gefährlichen Gaſtes bis zum äußerſten Ueberdruß müde geworden, und nachdem der Padiſchah im April von 1712 ſeinen Frieden mit dem Czaren erneuert hatte, forderte er den Schwedenkönig mit entſchiedenen Worten auf, die osmaniſchen Staaten endlich zu verlaſſen. Zwar ſchienen Karls Fürſprecher die Politik der Pforte nochmals zu einer feindſeligen Wendung gegen Rußland beſtimmen zu können; allein das erwies ſich bald als ein flüchtiger Schein. Und ſelbſt die türkiſche Geduld war endlich zu Ende. „Eide theik, Giaur! (Mach' dich fort, Ungläubiger!)“ hieß es jetzt. „Ich brauche 600,000 Thaler zur Bezahlung meiner Schulden und zum Reiſegeld“, ſagt Maribrander. Der Sultan gibt das Geld, legt ſogar noch 200 Chize (Beutel Goldes) zu, ſchenkt Wagen und Pferde zur Reiſe. Der tolle Gaſt verſchleudert das Geld, bleibt und fordert 1000 weitere Beutel. Das iſt dem Großherrn denn doch zu ſchwediſch. Dem Giaur und vollends einem ſo undankbaren

Giaur darf nicht nur, sondern muß die Gastfreundschaft aufgekündigt und versagt werden, lautet das vom Mufti auf Befragen abgegebene Fetwa. „Wohl, so laßt meinen Serasker und den Khan der Tataren, so es nöthig, das Kalabalik bei Bender veranstalten", sagt der Padischah. „Sie sollen nur kommen, ich fürchte mich nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben", sagt Maribrander.

Und so geschah es im Februar von 1713. Sie kamen, der Tatarkhan und der Serasker, mit 15,000 oder mehr Janitscharen und Tataren und 14 Geschützen und verschritten, nachdem alle gütlichen Versuche der beiden türkischen Magnaten, den schwedischen Eisenkopf zur Abreise zu bewegen, mißlungen waren, zum Sturm auf das barrikadirte Lager der 700 Schweden Karls. Das war die weltberühmte Löwenjagd („Kalabalik") bei Bender. Denn es mag in Liebe angenommen werden, daß der also Gejagte ein Löwe war; aber unbedingt war er ein närrisch gewordener Löwe, zu welchem einer seiner treuesten Getreuen in diesen Tagen sagte: „Wenn denn Eure Majestät sich schlechterdings an Nichts kehren und halten

will, was Gottesfurcht, Vernunft und Ehre fordern, ſo habe ich hier Nichts mehr zu ſchaffen."

Die Janitſcharen, welche einen großen Reſpekt vor dem tapfern Sonderling hatten, ſchickten zum letzten Verſuch einer Verſtändigung eine Abordnung aus ihrer Mitte an Karl. Er wollte ſie nicht hören. „Jetzt — maribranderte er — iſt nicht Zeit zum Schwatzen, ſondern zum Fechten. Wenn die Kerle ſich nicht fortmachen, laß' ich ihnen die Bärte abſengen...." „Der ſchwediſche Karl iſt toll geworden!" ſchrieen die beſchimpften Janitſcharen bei ihrer Rückkehr ihren Kameraden zu. „Der Eiſenkopf! Der Eiſenkopf!" kopfſchüttelten dieſe.

Der Sturm hob an und der König begnügte ſich nicht, demſelben zu trotzen, ſondern fiel heraus, den Degen in der Rechten, ein Piſtol in der Linken, ſeine ſo verrückter Weiſe dem Verderben preisgegebene Handvoll Schweden mit ſeinem alten Schlachtruf befeuernd: „Friſch drauf los, ihr blauen Burſchen (friskt mod, J gossar blå)!". Daß der Narr bei dieſer Gelegenheit zu Grunde gegangen, falls die Türken nicht auch jetzt noch, mitten im Kampfge-

wühle, ſchonend gegen ihn verfahren wären, unterliegt keinem Zweifel und es ſteht ſtark zu vermuthen, daß ſie ſich dabei nicht allein von politiſchen Rückſichten, ſondern auch und vielleicht am meiſten von dem bekannten orientaliſchen Reſpekt vor dem Wahnſinn leiten ließen. Sie begnügten ſich, den tollgewordenen Löwen zu fangen, und thaten ihm weiter Nichts zu Leide. Wer aber in dieſer noch dazu ziemlich lächerlich zu Ende gegangenen Kampfſzene — denn Karls Gefangennahme wurde dadurch erleichtert, daß er mit ſeinen Rieſenſporen an Etwas hängen geblieben und zu Boden gekollert war — etwas Heldiſches ſehen wollte, unter deſſen Gehirndecke müßte es gerade ſo ausſehen, wie es unter der des Schwedenkönigs ausſah.

6.

Mit zerriſſenen und blutbefleckten Kleidern, mit einer Wunde an der linken Hand, mit geſchundener Naſe und pulverrauchſchwarzem Geſichte wurde der

Gefangene vor den Serasker geführt, welcher ihn höchst anständig behandelte. Auf sanfte Vorstellungen von Seiten seiner Getreuen über den begangenen Unsinn gab Karl zur Antwort: „Ich will lieber für einen Rasenden als für einen Poltron angesehen sein.“ Czar Peter, nachdem er die unerhörte Neuigkeit vom Kalabalik bei Bender vernommen, sagte: „Nun sehe ich klar, daß mein Herr Bruder Karl ein gottverlassener Mann, da er die Tollheit beging, gegen seinen einzigen Freund und Bundesgenossen, gegen den Sultan, dermaßen sich aufzuführen.“

Der gefangene Schwedenkönig wurde nach dem jenseits des Balkan bei Demitoka gelegenen großherrlichen Lustschloß Demürtasch gebracht, der Eisenkopf auf den Eisenstein; denn das bedeutet jener türkische Schloßname. Er und sein Gefolge sind daselbst Anfangs mit allen Ehren und höchst liberaler Gastfreundschaft behandelt worden, allerdings in der Hoffnung, daß der Einlieger nun doch endlich Anstalten machen würde, die Türkei von seiner Gegenwart zu befreien. Der Einlieger — was jetzt im wörtlichen Sinne zu neh-

men ist, denn Karl gefiel sich in Demürtasch darin, bei gesunden Gliedern volle 43 Wochen das Bett zu hüten — der Einlieger aber blieb hartnäckig, wo er war, und wäre vielleicht freiwillig nie wieder von dort weggegangen, falls nicht von daheim Nachrichten einlangten, welche ihn doch aus seinem Dreiundvierzig-Wochen-Bett aufstörten. Man ging nämlich in dem bedrängten Schweden im Frühjahr von 1714 ernstlich mit allerlei Planen um, den halsstarrig abwesenden König-Narren so oder so zu ersetzen. Das schlug durch. Karl, dessen autokratisches Gottesgnadenbewußtsein ein ganz ungeheuerliches, beschloß jetzt, heimzukehren, und führte in seiner Art diesen Entschluß aus, nachdem ihn der französische Gesandte in Konstantinopel mit spärlichem Reisegeld versehen hatte. Seine in der Türkei massenhaft gemachten Schulden ließ er natürlich in vornehmster Manier unbezahlt.

Am 1. Oktober von 1714 stieg er zu Demitoka zu Pferde, um — „Geh' mit Allah!" schrieen die Türken — seinen vielgerühmten Kraftgenie-Ritt anzutreten, welcher ihn binnen 21 Tagen durch die

Bulgarei und Walachei, durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland nach Schwedisch-Pommern brachte. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober begehrte der Heimgekehrte Einlaß am Thore seiner Stadt Stralsund, von welcher aus er dann im gewohnten Style wieder zu regieren begann, d. h. Lebenswandel und Laufbahn eines gekrönten Abenteurers fortsetzte.

Dies war die Antwort auf die bei der Kunde von Karls Heimkunft allwärts in Europa gethane Frage: „Was wird jetzt aus diesem König werden?“ Es wurde aus dem Romantiker kein Verständiger, aus dem Thoren kein Kluger, und daß er im Unglück Nichts gelernt, bewies er schon dadurch, daß er zu seinem Leibpolitikus und ersten Minister den holstein-gottorpischen Grafen Görtz machte, einen der vorragendsten Schwindler und Plusmacher in einer an gewissenlosen politischen Schwindlern und Plusmachern überreichen Zeit. Freilich muß man derselben zugestehen, daß sie, ungleich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht unlöbliche Gewohnheit hatte, besagte Schwindler und

Plusmacher in der Regel schließlich das Defizit mit ihren Köpfen bezahlen zu lassen. Um Karl, wie dieser nun einmal war, erwarb sich aber Görtz ein wirkliches Verdienst, insofern er durch seine skrupellosen Finanzkünste dem König die Mittel verschaffte, fernerweit „für seinen Ruhm zu arbeiten", d. h. fernerweit zu maribrandern und noch vier Jahre lang den Kriegshelden zu spielen auf Kosten seines unglücklichen Landes. Wie weit es mit der Erschöpfung desselben im Jahre 1718 gekommen war, erkennt man, so man in einer gleichzeitigen schwedischen Reimchronik, wo von dem Jammer der fortgesetzten gewaltsamen Soldatenaushebung die Rede ist, die Worte lies't: —

„An Männern fehlt es uns, drum nimmt man kleine Knaben.
Der König hat's gesagt, der König will sie haben.
Von zehn bis fünfzehn Jahr, kleiner nimmt man sie nicht.
Das war 'ne böse Jagd, bis man sie hat gekriegt. . ."

So kam der Einfall in Norwegen im Herbst von 1718 und damit der Untergang des tollen Meteors, welches nun seit achtzehn Jahren den Zeithimmel durchtaumelt und durchras't hatte. Das dänische Norwegen sollte mittelst einer in zwei Ko-

lonnen geführten Invaſion erobert werden. Die nördliche, in der Richtung auf Drontheim über das Gebirge hineinbrechende befehligte Armfelt, die ſüdliche der König, welcher die Feſtung Fredrikshall am Idefjord auf ſeinem Wege fand und trotz des bereits begonnenen Winters ſofort zu der ſchwierigen Belagerung derſelben ſchritt. Wie auf allen ſeinen früheren Feldzügen, gefiel ſich Karl auch jetzt wieder weit mehr in der Rolle eines irrenden Ritters als in der eines verſtändigen Feldherrn und ließ daher keinen Tag verſtreichen, ohne in närriſcher Weiſe überflüſſigen Gefahren zu trotzen oder irgendeinen Kraftſtreich auszuführen. Die Phantaſie-Willkür hat ihn als einen echten Romantiker bis zuletzt unbedingt beſtimmt und beherrſcht und ſo war auch ſein Tod ein romantiſches Phantaſieſtück in Collot-Hoffmann'ſcher Manier.

Am Abend des 30. Novembers begab ſich der König, nachdem er um 8 Uhr zu Nacht geſpeiſ't, in die Laufgräben vor dem Fort Fredrikſtein. Es war ſehr dunkel, aber die Belagerten hingen brennende Pechkränze aus und warfen Leuchtkugeln, um ihre

Feuer ſicherer auf die Belagerungsarbeiten abgeben zu können. Mitten in dieſem Feuer ſtieg Karl aus der Tiefe eines Laufgrabens heraus und ſchaute, mit den Armen auf die innere Böſchung der Bruſtwehr geſtützt, zu der Feſtung hinüber, Kopf und Bruſt den Kugeln derſelben preisgebend. „Majeſtät, — ſagt aus dem Laufgraben herauf einer ſeiner Genieoffiziere, der Franzos Maigret, zu dem König — das iſt kein Platz für Sie. Kanonen- und Musketenkugeln haben vor einem Monarchen nicht mehr Reſpekt als vor einem Soldaten.“ — „Bah, ſei unbeſorgt.“ — „Ich bin nicht um mich beſorgt, wohl aber um Eure Majeſtät.“ — „Seht nach den Arbeitern in den Laufgräben, daß ſie ſich eilen.“ Maigret will dem Halsſtarrigen noch einmal die Gefahr vorſtellen, welcher er ſich ſo recht maribranderiſch-zwecklos bloßſtellte, allein andere Offiziere flüſtern dem Franzoſen zu: „Laſſen Sie ihn doch! Je mehr man ihn warnt, deſto mehr gefällt er ſich darin, die Gefahr zu braviren.“ Das Wort war kaum geſprochen — es ging gegen 9 Uhr zu und der Mond war herauf — da . . .

„Ha! ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durch's Gehirn
Des Stolzen fährt sie; ach, und Alles, was
Von dem gewaltigen Krieger übrigbleibt,
Der weit und breit Europa hat erschüttert
Und bis nach Asia hin die Wüstenei
Mit seinen Donnern aufgeschreckt: — ein Name!"

Die Todeskugel, eine dänische Kartätschkugel, nicht, wie man lange gefabelt hat, eine schwedisch- oder französisch-meuchelmörderische Pistolenkugel, war dem König in die linke Schläfe gefahren und durch das rechte Auge wieder herausgegangen.... Er ruht in einem Sarkophag von schwarzem Marmor im karolinischen Grabchor der Ritterholmkirche zu Stockholm. Man darf sich nicht wundern, daß das Andenken des Königs, nachdem die furchtbaren Leiden, welche er über Schweden gebracht, verwunden waren, über alle Maßen glorifizirt worden ist *). Es liegt ja in der Knechtseligkeit der Menschennatur, Spektakelmacher um so mehr zu preisen, je ärger dieselben

*) Soweit dies von der urtheilslosen Menge geschah, war es ganz in der Ordnung. Aber unbegreiflich und unverzeihlich erscheint es, wenn E. G. Geijer den Historiker also vergessen konnte, daß er als Poet dem König eine ganz über-

die Menschheit gequält haben. Daß Karls des Zwölften meteorische Laufbahn viel die Phantasie Bestechendes hat, ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist, daß von dem Richterstuhl der Geschichte das Endurtheil ergeht: — Ein im Purpur geborener Abenteurer, ein Romantiker weltgeschichtlichen Styls — Summa: Ein König-Narr!

---

schwängliche Apotheose bereitete. Am Schlusse seines Gedichtes „Carl den Tolfte“ hat er seinem Helden gar die Worte in den Mund gelegt:

„Vid Gustaf Adolfs och Karl Magni sida
Jag sitter der. Uppå min arm i strålar
Ses Segren leende, som brud, förbida,
Och stjernehvalfvet med min krona prålar.“

(An der Seite von Gustav Adolf und Karl dem Großen — (eine absonderliche Zusammenstellung!) — sitze ich da. Auf meinem Arme ruht, stralend und lächelnd wie eine Braut, die Siegesgöttin und dem Sternengewölbe dient zum Schmuck meine Krone.)

Beaumarchais.

Eines Abends ſpeiſ'te der Duc d'Orleans, Regent von Frankreich, in Geſellſchaft ſeiner Favorite-Maitreſſe, Madame de Parabère, ſeines Premierminiſters Dubois, Erzbiſchof von Cambray, und des ſchottiſchen Finanzſchwindlers Law *). Seine königliche Hoheit, der originellen und braven Pfälzerin Eliſabeth Charlotte genialiſcher und lüderlicher Sohn, betrank ſich, wie gewöhnlich, und als ihm beim Nachtiſch ein Staatsaktenſtück zur Unterzeichnung gebracht wurde, verſagte dem Betrunkenen die Hand den Dienſt. Er reichte das Papier Madame de Parabère hin mit der Aufforderung: „Signe, putain!“ Worauf die alſo, zwar nicht ſehr höflich,

*) Kurz zuvor hatte man in Paris dieſe „Grabſchrift“ für Law in Umlauf geſetzt: —

Ci-git cet Écossais célèbre,
Ce calculateur sans égal
Qui, par les règles de l'algèbre,
A mis la France à l'hôpital.

aber doch ſehr richtig Angeredete: „Das iſt nicht meine Sache.“ Der Regent gab das Papier dem Erzbiſchof von Cambray und ſagte: „Signe, maquereau!“ Seine Eminenz in spe wies das Anſinnen ebenfalls zurück und nun wollte der Duc das Papier dem Tauſendkünſtler Law aufdringen mit den Worten: „Signe donc, voleur!“ Als aber auch der Schotte ſich weigerte, unterſchrieb der Herzog, ſo gut es eben gehen wollte, und ſtellte während dieſer Arbeit die allerliebſte Betrachtung an („fit cette belle réflexion“): „Das Königreich Frankreich iſt vortrefflich regiert, das muß man ſagen; regiert von einer Hure, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold *).“

Da haben wir ein Kabinettſtück, welches die Orgie der Regentſchaft malt, eine Orgie, die dem heuchleriſchen Miſerere der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten folgte. Der gealterte Sünder war folgerichtig ein Bet-

*) Mathieu Marais, avocat au Parlement de Paris: Journal et Mémoires sur la Régence et le règne de Louis XV. (1715—37). Ed. par de Lescure. Paris 1863, I, 489. Vgl. Barbier: Journal hist. et anecdot. du règne de Louis XV. Paris 1847—52, I, 104.

bruder geworden, und kaum hatte er die Augen geschlossen, als in der französischen Gesellschaft der erzwungenen Fastenzeit, deren Taktstab Gleißnerin Maintenon geführt, jener tobende Fasching folgte, dessen zuchtlosem Reigen Philipp von Orleans vorantaumelte. Es war die mit lachendem Leichtsinn vollzogene Mission dieses Prinzen, einen der Grundsteine und Eckpfeiler des von dem „großen Monarchen" aufgebauten französischen Sultanats nach dem andern zu zerstören, zu Müll zu zerreiben und das reinpersönliche Regiment, den vollendeten Absolutismus zur Karikatur, zum Hohn- und Spottbild auf dessen Wesen zu machen. Schon dadurch, daß er den verworfensten Menschen seiner Zeit, den Erzbischof und Kardinal Dubois, mit dem Szepter des Königthums handiren ließ.

Der Regent hinterließ dem fünfzehnten Ludwig das „Ancien Régime", die Monarchie des Urgroßvaters als einen ungeheuren Kehrichthaufen, welcher sich, vom Skepticismus-Scheidewasser des Jahrhunderts durch und durch getränkt, in jenes grund- und bodenlose Kothmeer der politischen Anarchie und der moralischen Pestilenz verwandelte, das man die

Regierung der Pompadour und der Dubarry nennt, weil von einer Selbstregierung Ludwigs des Fünfzehnten keine Rede sein kann*).

*) Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind die „Rettungen" so sehr in der Mode, daß man nicht ansteht, selbst die anrüchigsten und abscheulichsten, auf Grund der bestimmtesten Zeugenaussagen ihrer Zeitgenossen vom Schuldigspruch der Geschichte betroffenen historischen Charaktere reinwaschen, ja sogar glorifiziren und freisprechen zu wollen. Rechnet man hinzu, daß von in philologischen und historischen Seminarien kaum hinter den Ohren trocken gewordenen dummen Jungen heute der Sallust, morgen der Tacitus „vernichtet" wird, so müßte man den ganzen Schwindel sehr lächerlich finden, falls er nicht eine sehr ernste Seite hätte. Die Rettungen und Vernichtungen neuester Mode sind nämlich ohne Zweifel ein Ausfluß der schönfärbenden, leisetreterischen, sammetbehandschuhten und bevatschuliten Historik, welche, um den Despoten und Dunklern der Gegenwart zu schmeicheln, die Despoten und Dunkler der Vergangenheit in möglichst milder oder gar in verklärender Beleuchtung zu zeigen sich bemüht. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn auch der Pompadour und der Dubarry so ein Retter erstände. In Erwartung desselben will ich meinerseits einer Forderung der Gerechtigkeit genügen, indem ich die gäng und gäben, bis ins Ungeheuerliche übertriebenen Meinungen über die Kosten, welche die beiden genannten königlichen Bettschwestern direkt für ihre Personen Frankreich verursachten, hier gelegentlich auf das richtige Maaß zurückführe und zwar auf Grund der authentischen Dokumente, welche Le Roi neuer-

Als sodann der wohlmeinende und gutmüthige, aber beschränkte und schwache sechszehnte Ludwig dem

---

lich in französischen Archiven aufgefunden und in seinen „Curiosités historiques" (Paris 1864) veröffentlicht hat.

Jeanne Antoinette Poisson, von Kindheit auf und auch später als Ehefrau des Steuerpächters d'Etiolles durch ihre Mutter mit allem Fleiß vorbereitet für „le rôle honorable auquel elle venait de parvenir", war vom September 1745 an bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt- und Staatsmaitresse Ludwigs des Fünfzehnten. In diesen 19 Jahren hat sie einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geschriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Person verbraucht und demnach dem französischen Volk aus der Tasche gelangt: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin, die uneheliche Tochter einer gewissen Anne Becu, hieß ursprünglich Jeanne, erhielt aber von dem Grafen Jean Dubarry, welcher sie aus dem Schmutz der Pariser Gassenprostitution aufhob, ihrer blendenden Schönheit halber den Beinamen L'Ange. Der edle Herr Graf beeilte sich, den durch den Tod der Pompadour erledigten Platz auszufüllen, und schloß mit Lebel, dem vertrauten Kammerdiener des Königs, das Kupplergeschäft ab. Um Mademoiselle L'Ange „courfähig" zu machen, mußte sie eine Scheinehe mit dem Bruder des Grafen, mit dem Grafen Guillaume Dubarry eingehen, welcher Edelmann für Geld zu diesem „Sacrament" sich hergab. Bei dieser Gelegenheit erfand man der Braut auch einen legitimen Vater, welchen man Jean Jacques Gomard de Vaubernier taufte. Die sechsundzwanzigjährige Scheingräfin wurde i. J. 1769 als „Maitresse en titre" inthronisirt und blieb es, bis der König starb (1774).

ſchandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauſpiel, zu ſehen, wie alle die gutgemeinten Verſuche, eine bis an den Hals in das beſagte Kothmeer verſunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu ſtellen, kläglich mißlangen. Wie hätten ſie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, ſchon in allen Geiſtern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatſache wiederholen und einſchärfen — man hätte ſie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gerne vertuſcht, geleugnet und vergeſſen — die große Thatſache, daß die privilegirten Klaſſen ariſtokratiſch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher ſpäter zur terroriſtiſchen Carmagnole ausgeſchlagen iſt. Um 1780

In dieſen fünf Jahren hat ſie für ihre Perſon verbraucht und demnach Frankreich gekoſtet 12,459,529 Livres. Die Koſten des „Parc aux Cerfes", welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755 — 1771 unterhielt, ſind nicht aktenmäßig feſtzuſtellen. Dieſes Harem war übrigens keineswegs ein „Park", ſondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirſchgarten gehabt, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médéric zu Verſailles.

war in Frankreich der soziale Zersetzungsprozeß schon so weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Versailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragödie „Brutus" von Voltaire mit stürmischem Beifall („avec enthousiasme") begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verse: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravée et les rois en horreur."

Das arme, todesbänglich sich abzappelnde Königthum sank immer tiefer in den grundlosen Schlamm hinab, bis ihm derselbe über dem Kopfe zusammenschlug. Dann kam ein vulkanisches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüste Masse und die Sündflut begann. Sie mußte folgerichtig zu einer europäischen werden, wie ja auch die Ursachen der Revolution keineswegs nur französische, sondern vielmehr europäische oder, wenn man will, menschheitliche gewesen sind. Aber Frankreich, d. h. Paris war, was es noch heute ist, das Ziffernblatt der

ſchandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauſpiel, zu ſehen, wie alle die gutgemeinten Verſuche, eine bis an den Hals in das beſagte Kothmeer verſunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu ſtellen, kläglich mißlangen. Wie hätten ſie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, ſchon in allen Geiſtern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatſache wiederholen und einſchärfen — man hätte ſie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gerne vertuſcht, geleugnet und vergeſſen — die große Thatſache, daß die privilegirten Klaſſen ariſtokratiſch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher ſpäter zur terroriſtiſchen Carmagnole ausgeſchlagen iſt. Um 1780

In dieſen fünf Jahren hat ſie für ihre Perſon verbraucht und demnach Frankreich gekoſtet 12,439,529 Livres. Die Koſten des „Parc aux Cerfes", welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755 — 1771 unterhielt, ſind nicht aktenmäßig feſtzuſtellen. Dieſes Harem war übrigens keineswegs ein „Park", ſondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirſchgarten gehabt, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médéric zu Verſailles.

war in Frankreich der ſoziale Zerſetzungsprozeß ſchon ſo weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Verſailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragödie „Brutus" von Voltaire mit ſtürmiſchem Beifall („avec enthousiasme") begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verſe: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravée et les rois en horreur."

Das arme, todesbänglich ſich abzappelnde Königthum ſank immer tiefer in den grundloſen Schlamm hinab, bis ihm derſelbe über dem Kopfe zuſammenſchlug. Dann kam ein vulkaniſches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüſte Maſſe und die Sündflut begann. Sie mußte folgerichtig zu einer europäiſchen werden, wie ja auch die Urſachen der Revolution keineswegs nur franzöſiſche, ſondern vielmehr europäiſche oder, wenn man will, menſchheitliche geweſen ſind. Aber Frankreich, d. h. Paris war, was es noch heute iſt, das Ziffernblatt der

Weltgeschichtsuhr — (die Deutschen sind bekanntlich ihre Bleigewichte) — und der auf 1789 vorgerückte Zeiger verkündete, daß wiederum ein Weltalter abgelaufen sei. Da, wo Jungfrau Klio die seit 1815 gemachten Anstrengungen, den Weltgeschichtsuhrzeiger hinter 1789 zurückzurücken, im großen „Schuldbuch" verzeichnet, schreibt sie achselzuckend die Randglosse bei: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant . . ."

Es ist die Epoche des versinkenden Ancien Régime und die der aufkochenden Revolution, in welche das Leben des Mannes fiel, dessen Laufbahn auf den folgenden Blättern nachgegangen werden soll, und zwar unter Vortritt eines scharfausblickenden Pfadfinders und verläßlichen Führers *). Schwer-

*) Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Études sur la société en France au XVIIIe siècle, d'après des documents inédits. Deuxième édition. 2 vols. Paris 1858. Ich gestehe gerne, daß, wie ich durch dieses Buch zu der vorliegenden Studie angeregt worden, mir dasselbe auch zur Hauptquelle gedient hat. Selbstverständlich habe ich aber auch noch andere benutzt. Loménie's Arbeit — zwei starke Bände, 1115 Seiten — gehört ohne Frage zu den besten

lich dürfte ein zweites Menschendasein aufzufinden sein, welches in dem Grade geeignet wäre, ein sittengeschichtliches Spiegelbild jener Zeit abzugeben, wie das ruhelose, buntwechselnde, mit den mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen verflochtene Dasein von Beaumarchais es ist, — von diesem französischen Proteus, welcher in seiner Person die wunderlichsten Gegensätze und widerhaarigsten Widersprüche vereinigte. Denn was kann es Gegensätzlicheres und Widerspruchsvolleres geben, als Handwerker und großer Herr, Abenteurer und Geschäftsmann, Schriftsteller und Millionär, Operndichter und Schiffsrheder, Diplomat und Revolutionär, Agent Ludwigs des Sechszehnten und Lieferant des Wohlfahrtsausschusses, ein boshafter Spötter und ein herzguter Mensch, mitunter ein

---

biographischen, welche in unserem Jahrhundert erschienen sind. Ja, wenn ich recht erwäge, ist das Buch die gediegenste Biographie, welche die französische Literatur überhaupt besitzt. In wahrhaft historischem Geiste angelegt, vereinigt sie mit emsiger Forschung und gesundem Urtheil stylistische Klarheit und künstlerische Architektur.

Wüſtling, immer aber ein ehrerbietiger Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater geweſen zu ſein?

1.

Der Bildungsapparat hat im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter den bürgerlichen Klaſſen an Vielgeſtaltigkeit unſtreitig ſehr bedeutend zugenommen. Aber es dürfte, was z. B. Frankreich angeht, doch ſehr fraglich ſein, ob in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Mittelſtand den ideellen Intereſſen auch nur halbwegs die Beachtung und Theilnahme zuwende, welche derſelbe in der zweiten Hälfte des achtzehnten dafür hatte und hegte. Wer da weiß, was für große Erfolge die ſeit 1815 eifrigſt geübten pfäffiſchen Verdummungskünſte insbeſondere im franzöſiſchen Kleinbürgerthum erreicht haben, wird ſehr geneigt ſein, zu bezweifeln, daß im Paris des zweiten bonaparte'ſchen Empire eine Handwerkerfamilie exiſtirte, deren Mitglieder

— namentlich auch die weiblichen — einen Grad von Kultur erreichten, eine geistige Regung und Bewegung manifestirten, wie dies die Mitglieder der Familie des Uhrmachers André Charles Caron thaten, dem in seinem bescheidenen Hause in der Straße Saint-Denis am 24. Januar 1732 sein Sohn Pierre Augustin Caron geboren wurde.

Der junge Caron hat 25 Jahre später aus der Verpuppung seines bürgerlich-väterlichen Namens den adeligen Schmetterling „de Beaumarchais" hervorschlüpfen und auf den Luftströmungen des Ruhms, nicht selten auch im pfeifenden Windzug des Skandals lustig durch die Welt flattern lassen. Allein niemals vergaß er seines Ursprungs in der „boutique d'horloger" in der Straße Saint-Denis und sein Vater war und blieb allfort für ihn ein Gegenstand aufrichtiger Ehrfurcht und zärtlicher Fürsorge. Sehr begreiflich daher, daß der alte Uhrmacher auf seinen Sprößling stolz war und dem reich, vornehm und berühmt Gewordenen einmal schrieb: „Tu me recommandes modestement de t'aimer un peu; cela n'est pas possible, mon cher ami: un fils

comme toi n'est pas fait pour n'être qu'un peu aimé d'un père qui sent et pense comme moi"... Es iſt nicht überflüſſig, derartige Bezeugungen menſchlich-edlen Verkehrs gelegentlich den Verleumdern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenzuhalten, welche, ſei es aus Unwiſſenheit oder aus Tücke, fortwährend von der „Gemüthloſigkeit" und „Herzenshärte" der Menſchen jener wunderbar großen und reichen Zeit ziſcheln und winſeln... Unter den fünf Schweſtern von Beaumarchais ſind namhaft zu machen die zweite, Marie Louiſe, die Heldin jenes zu Madrid mit Don Clavijo beſtandenen Abenteuers, welches die Ehre hatte, von Göthe dramatiſirt zu werden; und die vierte, Marie Julie, in welcher der franzöſiſche Eſprit mouſſirte wie Champagner und die ihr Lebenlang dem Bruder eine gleichgeſinnte, verſtändnißvolle und treuergebene Freundin geweſen iſt.

Der Sohn des Hauſes, „gai et drôle", zum Metier des Vaters angeleitet und im Uebrigen buntdurcheinandergewürfelte Bildungselemente ſo zu ſagen im Fluge haſchend, hatte bis zum 20. Lebens-

jahre hin alle Aussicht, aus einem pariser Gamin ein pariser Vaurien zu werden, ein potenzirter sogar, und Père Caron sah sich einmal veranlaßt, als drastisches Besserungsmittel eine zeitweilige Verbannung aus dem väterlichen Hause in Anwendung zu bringen. Den Jugendmost heiß und hoch aufgähren, aufsieden, aufschäumen zu lassen ist nun einmal, wie die Gefahr, so auch das Vorrecht genialischer Begabung, und wenn die dabei reichlich sich entwickelnde Kohlensäure die Nerven der an- und umwohnenden Völker Philistäa's heftig affizirt, so hat das nicht eben viel zu bedeuten. Wahrhaft geisthaltiger Most klärt sich doch zu edlem Wein, so da „der Menschen Herz erfreuet." Das Genie kann auch Nichts dafür, wenn die liebe Mittelmäßigkeit wähnt, das Sieden und Schäumen und Sausen sei Hauptsache und Selbstzweck, deßhalb mittelst reichlicher Anwendung der Pottasche der Lüderlichkeit eine schlechte Nachahmung des genialisch-naturgemäßen Gährungsprozesses zuwegezubringen sich bemüssigt findet und sodann folgerichtig nicht zu edlem Wein sich klärt, sondern zu fauligem Essig „umsteht."

Der junge Caron ſtand nicht um, ſondern ward als Sauſer und Brauſer zunächſt ein tüchtiger Uhrmacher. Er beſaß jene glücklich gebauten Hände, welche Alles geſchickt anzufaſſen und aus jedem Ding Etwas zu machen wiſſen. Zwanzigjährig, iſt er in ſeiner Kunſt ſoweit geweſen, daß er eine neue Art von Uhren-Regulator („échappement“) erfand, und dieſe Erfindung gab ihm Veranlaſſung, zum erſten Mal in der Rolle aufzutreten, welche er nachmals zu einer weltgeſchichtlichen erhoben hat, in der Rolle eines Prozeßlers („plaideur“). In Wahrheit, er hat nicht nur ſein Lebenlang Prozeſſe aller Art geführt und die meiſten ſchließlich gewonnen, ſondern man iſt auch berechtigt, ſein ganzes Leben einen unabläſſigen Prozeß, eine echte und gerechte „Plaidoierie“ zu nennen. Ein rechter Kampfhahn um und um, durch und durch, ein allzeit geſtiefelter und geſpornter Geiſt, ſtets fertig und bereit, auf die Menſur zu treten, falkenäugig, ſpottlächelnd, biegſam, zäh und ſchneidig wie eine beſte Stahlklinge... Er hatte ſeine Erfindung eines neuen „Echappement“ dem Monſieur Lepaute, einem berühmten Uhrmacher

von damals, anvertraut, welcher ſich unredlicher Weiſe die Ehre dieſer Findung aneignete, indem er dieſelbe als ſeine eigene im „Mercure“ ausposaunte, ohne Zweifel auf die Schüchternheit und Unbekanntſchaft des jungen Erfinders rechnend. Eine arge Verrechnung; denn der junge Unbekannte war kein Schüchterner, ſondern er ging dem Unredlichen im Merkur ſcharf zu Leibe, wußte die Sache vor die Akademie der Wiſſenſchaft zu bringen, von derſelben einen vollſtändig zu ſeinen Gunſten lautenden Entſcheid herauszuſchlagen und außerdem die ganze an ſich unbedeutende Angelegenheit ſo gewandt ins Publikum, ſowie an den Hof zu bringen, daß ihm dieſes ſein erſtes Plaidoyer zwar noch nicht einen Ruf, doch aber ſchon eine gewiſſe „Notoriété“ verſchaffte. Ah, er war ein „praktiſcher“ Burſche, ein ſehr praktiſcher! Wo ihn die Schale der Auſter des Glückes eine Ritze, und wenn auch die kleinſte, erſperbern ließ, da iſt er, ſcharfſpitzkeilig und aalglatt zugleich, im Handumdrehen hineingeſchlüpft.

Im Juni von 1755 treffen wir den Sauſewind von Uhrmacher bereits als eine betitelte Perſon.

„Caron fils, horloger du roi," ſchreibt er ſich und darf es; denn eine von ihm gefertigte, in einen Fingerring gefaßte Uhr hat Gnade gefunden vor den Augen Ihrer babyloniſchen Majeſtät Jeanne Antoinette Poiſſon, Madame d'Etiolles, Marquiſe de Pompadour. Auch der „allerchriſtlichſte" Sultan ſelber hat aus der Dunſtwolke ſeiner gähnenden Langeweile heraus einen Blick gnädiger Neugier auf den angehenden Künſtler geworfen und begehrlich-lüſterne Blicke warfen verſchiedene große und kleine Damen des Hofes dem hoch und ſchlank gewachſenen jungen Manne zu, deſſen Züge ſo hübſch, deſſen Mienenſpiel ſo belebt, deſſen Augen ſo unternehmend, deſſen Auftreten ſo ſicher und keck. Die Männer freilich zucken die Achſeln und brummen: „Der Geck!" Aber die Weiber flüſtern ganz leiſe in ſich hinein: „Ein Prachtmenſch von Mann!"

Unſer Caron hatte aber nicht umſonſt in jungen Jahren ſchon einen Regulator erfunden. Das will ſagen: er wußte den Gang ſeiner Lebensuhr zu dieſer Zeit bereits ſehr verſtändig zu reguliren und bei aller Geckerei als ein praktiſcher Mann das Nützliche mit

dem Angenehmen zu verbinden. Als einem Franzosen war ihm überdies die Weisheit eingeboren, daß man in dieser Welt mittelst der Weiber am besten und leichtesten weiterkomme, und der Uhrenkünstler und Lebenspraktiker zog dem blendenden, aber gefährlichen Glücke, welches ihm in der Region der Ducheſſen, Marquiſen und Comteſſen vorübergehend lächeln konnte, das beſcheidenere, aber ſolidere vor, welches ihm durch eine allerdings kleinſte Dame des Hofes zu Theil ward. Da war nämlich ein alter und gebrechlicher Herr, Pierre Auguſtin Francquet geheißen, der eines der zahlloſen Hofämter jener Zeit beſaß, welche, eifrig erſtrebt und mit ſchwerem Gelde erkauft, ihre Inhaber nicht nur leidlich nährten, ſondern auch vortrefflich mäſteten. Der alte Küchenſchreiber oder, wie ſein Titel franzöſiſch groß- und lächerlich-maulig lautete, der „Controleur clerc d'office de la bouche du roi" beſaß neben ſeinem Alter, ſeinem Amt und ſeinen Gepreſten eine etwa dreißigjährige, hübſche, dralle, muntere Frau und etliche Monate nach dem Tage, an welchem Madame la Controleuſe unſerem Caron ihre Uhr zum Reguliren

gebracht hatte, fand Sieur Francquet, daß Alter und Krankheit ihm nicht länger gestatteten, seinem Amt mit gebührender Würde vorzustehen. Demzufolge trat er dasselbe an den jungen Caron ab und zwar um den Preis einer lebenslänglichen Jahresrente. Also ward der junge Uhrmacher ein Hofbeamter, dessen Brevet vom 9. November 1755 datirte und der unter anderen Obliegenheiten auch die hatte, abwechselnd mit seinen Herren Kollegen die Schüsseln auf die königliche Tafel zu setzen, in großem Kostüm, Hut unter'm Arm, Degen an der Seite. In der höfischen Rangordnung kam er unmittelbar nach dem Halstuchknüpfer des Königs („cravatier ordinaire du roi"). Gewiß hatte der Küchenschreiber und Tafelbeschicker Ludwigs des Fünfzehnten keine Ahnung, daß in ihm ein Kerl stäcke, welcher bestimmt sei, der spottlachende Todtengräber des französischen Königthums zu werden.

Zwei Monate, nachdem der künftige Dichter der „Hochzeit des Figaro" Hofbedienter geworden, that der alte Francquet ihm den Gefallen, ihm auch anderweitig Platz zu machen, indem er starb. Im

November 1756 heiratete unſer Küchenkontrolirer die troſtloſe und wohlbemittelte Wittwe und bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß er ſeinem ſchlichten Namen Caron den hoch- und volltönenden „de Beaumarchais“ anklebte, welchen er, wie er ſagte, einem kleinen Lehensgute ſeiner Frau entlehnte. Das Manoeuvre, dadurch aus der „Canaille“ oder „Roture“ in die „Nobleſſe“ ſich hinüberzuſchwindeln, gelang jedoch erſt fünf Jahre ſpäter wirklich, — gelang dann, als unſer Abenteurer und Geſchäftsmann im Jahre 1761 um den Preis von 85,000 Francs die Stelle eines Sekretärs des Königs ſich erkaufte. Dieſer Kauf machte den Uhrmachersſohn von Rechtswegen adelig und er konnte, als man ihm ſpäter ſeinen Adel beſtreiten wollte, triumphirend-ſpöttiſch ausrufen: „Niemand kann mir meine Nobleſſe ſtreitig machen; denn ich beſitze die Quittung dafür (car j'en ai la quittance)!“

Inzwiſchen war ſein Eheglück und ſein Wohlſtand nicht von Dauer geweſen, indem ſchon im September von 1757 ſeine Frau von einem typhöſen Fieber weggerafft wurde. Da er zu ſorglos ge-

weſen, das Vermögen ſeiner Frau unanfechtbar rechtskräftig ſich zuſichern zu laſſen, warf ihn dieſer Todesfall in die Armuth zurück, ſo daß er Mühe hatte, ſeine Hofbedienſtung zu behaupten, die ihm nicht mehr als 1500 Francs jährlich einbrachte. Aber der rüſtige Schwimmer arbeitete ſich bald wieder obenauf und vorwärts. Zunächſt gereichte es ihm zu einem Förderungsmittel, daß er von bedeutender muſikaliſcher Begabung und Uebung, ein tüchtiger Flötenbläſer und eleganter Harfner war. Die Harfe iſt zu jener Zeit in Frankreich ein noch ſo neues Inſtrument geweſen, daß z. B. Diderot daſſelbe erſt im Jahre 1760 kennen lernte. Es kam aber raſch in die Mode und Beaumarchais' meiſterliche Behandlung deſſelben hatte einen großen Ruf in den Salons. Die vier legitimen Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die Prinzeſſinnen Victoire, Adelaide, Sophie und Louiſe — ihr zärtlicher Vater gab ihnen die ſüßen Namen Coche, Loque, Graille und Chiffe — hörten von der Geſchicklichkeit unſeres Mannes, ließen ihn rufen, nahmen Unterricht bei ihm und bald wußte er ſich den gelangweilten vier alten

Jungfern so angenehm zu machen, daß sie ihm die Anordnung und Leitung der kleinen Familienkonzerte übertrugen, welche sie in ihren Zimmern veranstalteten und welchen gewöhnlich der König, die Königin und der Dauphin anwohnten. Der Plebejer aus der Straße Saint-Denis wußte sich in diesem Kreise mit solchem Geschick und Takt zu bewegen, daß er sich allgemeine Achtung und Gunst erwarb. Der König bot eines Tages dem Harfner seinen eigenen Lehnsessel und eines andern sagte der ernste und ehrbare Dauphin — (es ist der im Jahre 1765 gestorbene Sohn Ludwigs des Fünfzehnten gemeint) — von ihm: „Das ist der einzige Mensch, welcher mit Wahrhaftigkeit zu mir spricht.“

Weiland Caron und jetzo De Beaumarchais war also auf gutem Wege, ein rechter Hofgünstling zu werden. Aber der Weg zur Hofgunst ist bekanntlich mit verdächtigem Buschwerk eingefaßt, hinter welchem zahllose grüne Neidaugen lauern. Besitzer derartiger Augen stellten sich auch wohl in erklecklicher Anzahl unserem keck aus- und aufschreitenden Harfenkünstler in den Weg, Spottknallbonbons vor seinen Ohren

loslaſſend oder auch Knüttel vornehmer Grobheit zwiſchen ſeine Beine werfend. Aber unſer neugebackener „De“ iſt mit Zungen- und Degenſpitze raſch bei der Hand, wo es gilt, ſeine „Nobleſſe“ darzuthun. Kommt da eines ſchönen Abends in großer Gala aus den Gemächern von Mesdames de France, als ihm das bekannte Abenteuer mit der Uhr begegnet. „Monſieur — redet ihn ein Hofmann an, welcher ſich ſo eben gegen ſeine Mithöflinge gerühmt hat, den Schützling der Prinzeſſinnen „dekonzertiren“ zu wollen — Monſieur, erweiſen Sie mir, da Sie in der Uhrmacherei ſo bewandert ſind, die Gefälligkeit, dieſe meine in Unordnung gerathene Uhr zu unterſuchen.“ — „Mein Herr, ſeit ich aufgehört habe, mich mit dieſer Kunſt zu beſchäftigen, bin ich darin ſehr ungeſchickt geworden.“ — „Ah, Monſieur, thun Sie mir doch den Gefallen!“ — „Von Herzen gern; aber ich ſage Ihnen, ich bin ſehr ungeſchickt.“ Spricht's, nimmt die Uhr, öffnet ſie, hält ſie an's Licht und thuend, als wollt' er ſie unterſuchen, läßt er ſie zu Boden fallen. Dann ſagt er zu ſeinem dekonzertirten Dekonzertirer:

„Ich habe Ihnen vorhergesagt, daß ich äußerst ungeschickt" — geht davon und überläßt es dem Gefoppten, die Trümmer seiner Uhr zusammenzusuchen. Nicht so komisch, sondern sehr tragisch endigte ein ähnliches Abenteuer. Gröblich beschimpft von einem übermüthigen Hofherrn, dem Chevalier des C....., schlug sich Beaumarchais unter den Mauern des Parks von Meudon mit demselben und rannte seinem Gegner den Degen durch die Brust. Der Verwundete starb, dachte aber im Sterben hoch genug, die Nennung des Namens seines Tödters zu verweigern, so daß Beaumarchais' gefährlicher Sieg für ihn weiter keine übeln Folgen hatte. Erwägt man aber, wie himmelhoch dazumal noch politisch und sozial die Aristokratie über der Bourgeoisie stand, so dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, diesen durch den Sohn eines pariser Kleinbürgers einem Seigneur straflos versetzten Todesstoß mit unter die zahllosen Vorzeichen der Revolution zu rechnen, welche bereits in allen Schichten der französischen Gesellschaft zu gähren und zu wühlen begonnen hatte.

2.

Allerhand Widerwärtigkeiten alſo, worunter auch Duelle, brachte ſeine Stellung als Quaſi-Kapellmeiſter der Töchter des Königs unſerem flinken, vielgewandten Muſiker und Küchenſchreiber ein, nicht aber Geld. Und dies war doch gerade das Ding, deſſen er am meiſten bedurfte, maßen man die Koſten einer Laufbahn bei Hofe mit einer Jahreseinnahme von etwa 1500 Francs unmöglich beſtreiten konnte. Noch dazu hatten Mesdames de France von den Pflichten ihres Quaſi-Kapellmeiſters ganz eigene, ſo zu ſagen prinzeßliche Begriffe. Sie ſtanden nämlich nicht an, den liebenswürdigen Harfner und Flötenbläſer mit allerlei Aufträgen, Einkäufen u. ſ. w. zu begnadigen, dachten aber nicht entfernt daran, ihm ſeine Auslagen zu erſtatten. Große Damen, wie große Herren, hielten und halten ſich bekanntlich allezeit häufig davon dispenſirt, mit ſo Gemeinem, wie Rechnungen bereinigen, Schulden bezahlen u. dgl. m. ſich zu befaſſen. Nachdem Beaumarchais dies

erkannt und überhaupt erfahren hatte, daß die Muſik, welche er den Prinzeſſinnen machte, für ihn durchaus keine „Muſik mit ihrem Silberklange“ ſei, ſah er ſich nach Eröffnung anderweitiger Hülfsquellen um.

Sollte er es mit der Schriftſtellerei verſuchen? An Vorübungen hierzu in Verſen und Proſa hatte er es nicht fehlen laſſen und er hatte ſeinen Styl namentlich zum Rabelais und zum Montaigne in die Schule geſchickt. Der „Barbier von Sevilla“ und die „Hochzeit des Figaro“ wiſſen noch davon zu erzählen. Bei der Machtſtellung, welche die Literatur zu jener Zeit in Paris gewonnen hatte, würde es der queckſilberigen Beweglichkeit, der wunderbaren Aneignungsfähigkeit und dem geſchmeidigen Formtalent unſeres Mannes nicht übermäßig ſchwer geworden ſein, als Autor, was man ſo ſagt, einen Stand ſich zu machen. Auch konnte wohl die Reizung, in der von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gewaltiger anſchwellenden literariſchen Sturm- und Drangſymphonie ein Inſtrument, ein vortretendes vielleicht, zu ſpielen, die innerſte Fiber von

Beaumarchais' Weſen ſympathiſch berühren. Allein der Mann dachte dermalen nicht von Weitem daran, daß es ihm beſchieden ſein würde, eines Tages das von Zerſtörungsjubelklängen ſtrotzende Finale dieſer Symphonie zu komponiren. Und dann ſtoßen wir hier auf Etwas, das zwiſchen den Trägern der franzöſiſchen und der deutſchen Befreiungsliteratur einen charakteriſtiſchen Unterſchied markirt. Zwiſchen der überwiegenden Mehrzahl derſelben wenigſtens.

Laſſen wir nämlich vor unſeren Augen den langen Zug der erlauchten Ritter vom Geiſte vorübergehen, welche im ewiggroßen achtzehnten Jahrhunderte ihre ewigglorreiche Rieſenarbeit in Deutſchland gethan, den langen Zug der Helden und Märtyrer, welche dem deutſchen Genius die Pfaffenbinde vom Auge genommen, den Wahn, den Fanatismus und den Deſpotismus auf allen Gebieten ſiegreich bekämpft, die deutſche Aufklärung, Wiſſenſchaft und Poeſie geſchaffen, ja geradezu in unſerem Lande zuerſt eine Civiliſation, welche des Namens werth iſt, begründet haben: ſo erkennen wir, daß dieſe Heroen, dieſe unſere Heiligen, wirklich und wahrhaft vom

„göttlichen Anhauch“ erfaßt und von echteſter Inſpiration getrieben waren, daß ſie aus innerſtem Herzensdrang, mit rührender Selbſtloſigkeit und opferfreudiger Begeiſterung für Menſchenwohl und Menſchenwürde ihre befreiende Miſſion zur Hand genommen und durchgeführt haben. Ein edler, ja ein heiliger Enthuſiasmus war hier überall das Grundmotiv. Anders bei den Franzoſen, nur den einzigen Rouſſeau ausgenommen. Denn berechnend und praktiſch, wie die Franzoſen ſind, haben die franzöſiſchen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts ihre emanzipative Aufgabe nicht in der Weiſe von begeiſterten Propheten, ſondern vielmehr in der Art ſcharfrechnender Geſchäftsleute gefaßt und gethan. Um das recht deutlich zu ſehen, braucht man ſich bloß zu erinnern, wie ein Klopſtock und Kant, ein Leſſing und Herder, ein Göthe und Schiller ihre literariſche Stellung nahmen und verſtanden und dann auf Voltaire hinüberzublicken, zur Zeit, wo er ſich die Frage ſtellte, ob er die Literatur zu ſeinem „Geſchäft“ machen ſollte. Seine Antwort war dieſe: — „Ich habe ſo viele arme und verachtete Schriftſteller geſehen,

daß ich die Anzahl derſelben keineswegs vermehren will. In Frankreich muß man Amboß oder Hammer ſein; ich meinestheils bin zum Amboß nicht geboren.“ Er iſt denn auch bekanntlich ein tüchtigſter Stahlhammer geworden, deſſen Schläge ruhmvoll durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtauſende hinabſchallen werden, ob ſich Finſterlinge und Lakaien vor Aerger darüber noch ſo oft auf den Kopf ſtellen mögen. Aber bekannt iſt auch, daß der kluge Mann, ſtatt die Anzahl der armen und verachteten Schriftſteller zu vermehren, lieber unter die Spekulanten ging und mittelſt Handels- und Finanzoperationen ſich in den Stand ſetzte, als reicher Herr mit Muße und Behagen ſeine weltgeſchichtliche Spottarbeit zu vollbringen.

Beaumarchais fand, daß ſein „Patron“, der Patriarch von Ferney, ſehr wohl und weiſe gethan, eine jährliche Einnahme von 130,000 Livres ſich zu erſpekuliren, und dieſe Findung ward zu einer fruchtbaren, nachdem er im Jahre 1760 Gelegenheit gehabt, einer der erſten Finanzgrößen von damals, Herrn Paris du Verney, mittelſt ſeiner Beziehungen

zu Mesdames de France einen wichtigen und dankbar anerkannten Dienst zu leisten. Der Geldmann fand an Beaumarchais so großes Gefallen, daß er ihm großmüthig die Mittel gewährte, die geschäftsmännische Laufbahn zu betreten. Durch Paris du Verney mit gutem Rath, mit Fonds und Kredit unterstützt, ward unser unternehmender Mann Spekulant und Finanzer und hat es als solcher glücklich bis zum mehrfachen Millionär gebracht, was Etwas heißen wollte zu einer Zeit, wo der Millionarismus noch nicht eine so ordinäre, obzwar mehr oder weniger papierene Thatsache war, wie er es heutzutage ist. Sein Lebenlang ist Beaumarchais von da ab ein Geschäftemacher geblieben; durch alle seine buntwechselnden, vielfachst gewundenen Lebensgänge, Unternehmungen und Abenteuer schlängelt sich der goldene Faden der Spekulation. Er war ein Realist jeder Zoll, stets auf bestimmte Ziele gerichtet und festen Schrittes darauf losgehend, wenn auch mitunter auf weiten Umwegen. Zunächst wollte er reich werden und er wurde es; aber, obzwar praktisch und realistisch wie ein Schweizer, hat er

den Geldsack doch niemals als ein an sich werthes Ding betrachtet und geschätzt, sondern nur für einen Materialbeitrag zu dem Piedestal angesehen, auf welchem die hübsche Figur des Messire Caron de Beaumarchais der Mit- und Nachwelt sich präsentiren sollte. Und doch geschähe wiederum dem Manne schweres Unrecht, wollte man ihn für einen vorragenden Typus der französischen Nationaleitelkeit ausgeben und für weiter Nichts. Nein! Denn es war Etwas vom echten und rechten Feuer des Jahrhunderts in ihm, ein ruheloser Thätigkeitsdrang und emanzipativer Schaffenstrieb, und er hat in seiner Art tüchtig mitgearbeitet an der Anhäufung jenes unermeßlichen Kultur-Kapitals, von dessen Zinsen das neunzehnte Jahrhundert geistig lebt...

Es wirkt komisch, wenn wir unseren Proteus, den künftigen komödischen Kehrausgeiger des Ancien Régime, zunächst als wohlbestallten „Lieutenant-général des chasses aux bailliage et capitainerie de la varenne du Louvre" wiederfinden, was zu Deutsch sagen will: als Oberaufseher des Jagd-

monopols, welches im Umkreis von Paris auf 12 oder 15 Lieues weit dem König ausschließlich zustand. Beaumarchais hatte für schweres Geld dieses Hofamt erkauft, welches ihn zum ersten Offizier des Herzogs de La Vallière, Generalkapitain der Jagden, machte, ihm gewisse richterliche Befugnisse übertrug und dem Uhrmachersohn Grafen und Barone zu Untergebenen gab. Wir sehen ihn also in eigener Karrosse gravitätisch nach dem Louvre fahren, um daselbst ebenso gravitätisch dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi" vorzusitzen, vor welchem alle Eingriffe in das königliche Jagdmonopol zur Verhandlung kamen. Das Monopol, wie das zur Aufrechthaltung desselben bestimmte Tribunal, gehörten mit zu den verhaßtesten Einrichtungen des Ancien Régime und die Vernichtung beider im Jahre 1789 zu den volksbeliebtesten Maßregeln. Der Schöpfer des Figaro in langer Robe, auf einem mit Lilien bestickten Richterstuhl eine der drückendsten Anmaßlichkeiten des Despotismus wahrend, — Frau Historia hat nicht allzu viele Bilder von so prickelnd-ironischer Kaustik in ihrem unend-

lichen Fibelbuch, aus welchem die großen Kinder noch weniger lernen als die kleinen.

Aber in dem Lebensbilderbuch unſeres Helden ein weiteres Blatt umwendend, finden wir denſelben in einer von den vorhergehenden ſehr verſchiedenen Situation. Nämlich in der eines ritterlichen Bruders, und zwar auf ſpaniſchem Boden ... Göthe hat, wie bekannt und wie ſchon erwähnt, dieſe Beaumarchais-Epiſode dramatiſirt und ein Trauerſpiel daraus gemacht, welches der klarverſtändige Merck, einer der wenigen Deutſchen, die nicht von der Autoritätsmichelei befangen geweſen ſind, in ſeiner rückſichtslos-wahrhaftigen Weiſe einen „Quark" genannt hat. Das Thatſächliche des Abenteuers war dieſes: — Beaumarchais' Schweſter Marie war mit ihrem Manne, dem Architekten Guilbert, und mit ihrer jüngeren Schweſter Louiſe nach Madrid gegangen. Madame Guilbert und Mademoiſelle Caron errichteten daſelbſt mitſammen ein Modemagazin. Louiſe Caron war ſchon eine ältliche Jungfrau von nahezu dreißig Jahren, als der ſpaniſche Literat Joſeph Clavijo ſie im Jahre 1763

kennen und lieben lernte. Er gab ihr ein förmliches Heiratsverſprechen und die Verbindung ſollte ſtattfinden, ſobald der Bräutigam das Amt eines königlichen Archivars, um welches er ſich zur Zeit bewarb, erlangt haben würde. Er erhält die Stelle und das kirchliche Aufgebot findet ſtatt. Aber plötzlich bricht Clavijo ſein Wort, tritt zurück und wirft dadurch einen ſchweren Makel auf ſeine Verlobte. Dieſe geht ihren Bruder um Rath und Hülfe an. Meſſire Caron de Beaumarchais ſchnallt ſeinen Degen um, eilt ſpornſtreichs nach der „Hauptſtadt der Zwiebeln und der Serenaden“ und zwingt mittelſt ſeiner aus Kaltblütigkeit und Energie gemiſchten Interventionspolitik dem treuloſen Seladon eine für dieſen wenig, für Mademoiſelle Caron dagegen ſehr ehrenvolle Erklärung ab. Noch mehr, der Spanier, erſchreckt, mit einem ſo entſchloſſenen Gegner zu thun zu haben, ſucht eine Verſöhnung mit ſeiner verlaſſenen Braut und geht den Bruder um ſeine Vermittelung an. Dieſe wird gewährt; aber zur Stunde, wo Beaumarchais wähnt, die Heirat würde nächſter Tage ſtattfinden, muß er erfahren, daß

glücklich ein Auswand
welches sogar den lah
daß der arme Teufel
machten kleinen Erspar
in den Schlund des
Mit ihm zugleich wollt
allein zum Glück für
schiffung zufälliger We
von dem unsäglichen
erste Schar von Ausw
dies am Orinoko gefun
Mademoiselle oder ih
mittelst Geldes das
vertuschen.

Ninon dachte nicht
zu verlassen, sondern
den andern. In diese
price für den Gemahl
sehr bald der Marquis
sem schrieb sie: „Ich gl
nate lieben werde, wa
(c'est l'infini pour mo

mit Louisiana ausbeuten sollte; er reichte einen
ii ein, die sämmtlichen spanischen Kolonieen mit
ern zu versorgen, und einen anderen, wie die Ko-
sation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre.
in Spanien war und ist schlechterdings kein
en, worauf Beaumarchaise gedeihen konnten
können, und so schüttelte denn unser Messire bald
er den Staub eines Landes von den Füßen, aus
hem er die Namen und wohl auch die erste Idee
Figuren seiner zwei großen Streitkomödien als
beute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorschritt der Laufbahn des jetzt
zu fünfunddreißigjährigen Odysseus der französi-
en Literatur stoßen wir zuvörderst auf einen Um-
, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleich-
ge deutsche Verhältnisse hinüberzublicken. Es ist

Clavijo hinterrücks gegen ihn machinirt und kabalirt, daß derſelbe ihn eines mörderiſchen Ueberfalls bezüchtigt und daraufhin von der Regierung den Befehl erſchlichen hat, ihn zu verhaften und aus Madrid zu vertreiben. Unſer Meſſire, ganz Feuer und Flamme, eilt zu den Miniſtern, bringt zum Könige ſelbſt, rechtfertigt ſich, enthüllt das Lug- und Trugding Clavijo's und bringt es dazu, daß der ehrloſe Mann ſeines Amtes entſetzt und vom Hofe verjagt wird. Die Heldin dieſes Clavijo-Abenteuers, welches im Mai und Juni von 1764 ſpielte, iſt nachmals die Frau eines in Madrid angeſiedelten Franzoſen Namens Durand geworden. Ihr Bruder verbrachte nahezu ein Jahr in der ſpaniſchen Hauptſtadt, ſpielend, tanzend, muſizirend und liebelnd; daneben ſpekulirend und Projekte ſchmiedend. Er ſchrieb viel während dieſer Zeit: Briefe voll liebevoller Pietät an ſeinen Vater, erotiſche Madrigale und ſatiriſche Couplets; aber nicht minder geſchäftsmäßige Denkſchriften, welche er den ſpaniſchen Miniſtern unterbreitete. Er wollte in Spanien eine franzöſiſche Compagnie organiſiren, welche den Han-

del mit Louisiana ausbeuten sollte; er reichte einen Plan ein, die sämmtlichen spanischen Kolonieen mit Negern zu versorgen, und einen anderen, wie die Kolonisation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre. Allein Spanien war und ist schlechterdings kein Boden, worauf Beaumarchaise gedeihen konnten und können, und so schüttelte denn unser Messire bald wieder den Staub eines Landes von den Füßen, aus welchem er die Namen und wohl auch die erste Idee der Figuren seiner zwei großen Streitkomödien als Ausbeute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorschritt der Laufbahn des jetzt nahezu fünfunddreißigjährigen Odysseus der französischen Literatur stoßen wir zuvörderst auf einen Umstand, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleichzeitige deutsche Verhältnisse hinüberzublicken. Es ist

das Verhältniß der bahnbrechenden Männer des Jahrhunderts zu den Frauen. Auch hier stehen sich deutscher Idealismus und französischer Realismus scharf erkennbar gegenüber. Ein unverlöschlicher Glanz wie von Sternenlicht, ein ewiger Duft von Poesie umfließt die Beziehungen Klopstocks zu Fanny und Meta, Wielands zu Sophie Gutermann, Göthe's zu Friederike Brion, Schillers zu Lotte von Kalb, Voß's zu Erneſtine Boie, Herders zu Karoline Flachsland und ſelbſt des hochernſten und ſcharfverſtändigen Leſſings Ehe mit Dorothea König iſt voll dichteriſcher Weihe. Dagegen halte man nun das Verhältniß Voltaire's zu Emilie du Châtelet oder das Rouſſeau's zu Louiſe de Warens. Oder man ſtelle mit einer der klopſtock'ſchen Oden an Cidli, mit einem der göthe'ſchen Lieder an Lotte; Friederike und Lili, mit einem der Briefe von Herder und Voß an ihre Bräute die briefliche Aeußerung unſeres Beaumarchais zuſammen: „Ich erhole mich von den Geſchäften" — aber die Wendung iſt ſo echtfranzöſiſch, daß man ſie ſchlechterdings franzöſiſch mittheilen muß: — „Je me délasse des affaires avec les belles-

lettres, la belle musique et les belles femmes.“ Ist es nicht, als träte man aus einem Hain voll Frühlingsduft, Mondschein und Nachtigallengetön in ein modisch aufgeflittertes Kaffeehaus, wo Dominosteine klappern und eine tadellos angezogene Dame du Comptoir lockende Blicke versendet?

In Wahrheit, die Frauen sind häufig genug die „Zerstreuung, aber niemals die Beschäftigung, die Begeisterung oder die Qual“ von Beaumarchais' Leben gewesen. Sein Verhalten zu denselben war niemals ein sentimentales, sondern allzeit entweder ein sinnliches oder ein spekulatives — „spekulativ“ selbstverständlich nicht im deutsch-philosophischen, sondern im französisch-geschäftsmännischen Sinne genommen — und so verlief denn auch seine einzige derartige Beziehung, die einen höheren Schwung nehmen zu wollen schien, seine Liebschaft mit der jungen, schönen und scheinbar sehr reichen Kreolin Pauline Le B....., welche Liebschaft ihn unmittelbar nach seiner Heimkehr aus Madrid nach Paris stark beschäftigte, in den trostlos dürren Sand geschäftlicher Auseinandersetzungen von höchst prosaischer Natur.

Nachdem unſer Parvenu das unerquickliche Drama dieſes „Délaſſement“ durchgeſpielt hatte, ſchickte er ſich an — im Jahre 1767 — den bisherigen Eigenſchaften ſeiner ulyſſeiſchen Perſönlichkeit die eines dramatiſchen Autors beizufügen. Daß ein Mann ſeines Schlages, ein Mann der raſtloſen Bewegung und Thätigkeit, ein Handelnder par excellence, welcher ſchon ſo manche Szene der „Tragikomödie des Menſchenlebens“ mitangeſehen und mitgemacht hatte, ſich, ſo er überhaupt literariſch thätig ſein wollte, vorzugsweiſe zum Drama hingezogen fühlen mußte, liegt auf der Hand. Aber man hätte der ganzen Anlage ſeines Weſens zufolge erwarten ſollen, daß er die Laufbahn eines Dramatikers als Komöde begänne. Dem war jedoch nicht ſo und Beaumarchais hat erſt ſpäter erkannt, worin ſeine eigentliche Kraft und Miſſion liege. Zunächſt verſuchte er ſich im Rührfache, welches zu dieſer Zeit in der Mode war und die Bretter, welche die Welt bedeuten, unter Waſſer ſetzte.

Jedermann weiß, daß in der großen literariſchen Revolution, welche in der zweiten Hälfte des 18.

Jahrhunderts der politiſchen voraufging, wie der Blitz dem Donner, auch eine bedeutſame Umwandlung, ja Umwälzung des franzöſiſchen Theaters mitinbegriffen war. Schon Voltaire, der große Zerſtörer, hatte es gewagt, die von Corneille und Racine geſchaffene konventionelle Tragik mehr oder weniger zu modifiziren. Es mußte ſich aber auch auf dieſem Gebiete erſt der Einfluß der engliſchen Literatur geltend machen, die Franzoſen mußten erſt mit dem Richardſon'ſchen ſentimental-moraliſirenden Familienroman und dem Lillo'ſchen Rührdrama bekannt ſein, bevor Diderot es unternehmen konnte, Melpomene von den Stelzen der „tragédie classique" herabſteigen zu laſſen, die majeſtätiſch-ſteifleinene Dame ſo zu ſagen in eine wohlmeinende, thränenreiche Haus- und Familienmutter umzuſchneidern und ſie in der theatraliſchen Region anzuſiedeln, allwo Schauſpiele aufwucherten, welche man der Miſchgattung der „tragédie domestique" und der „comédie sérieuse" (auch wohl und zwar mit Recht „comédie larmoyante" genannt) beizählte. Die Bezeichnung „bürgerliches Drama (drame bour-

geois)" zeigt den Gegenſatz zum höfiſch-heroiſchen der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktion trat das privatliche Intrikenſpiel, an die Stelle des knarrenden Phraſenblaſebalges die träufelnde Thränendrüſe. Der ganze Genre iſt dann auf deutſchem Boden durch Iffland zu einer quaſiklaſſiſchen Geſtaltung und durch Kotzebue zur Karikatur gediehen. Aber man darf nicht überſehen, daß in den Schauſpielen dieſer Gattung alles Seufzergewinſels und Thränengeträufels ungeachtet ein revolutionärer Luftzug ſich fühlbar machte. Hinter alle dem Genebel ſentimentaler Zerfloſſenheit trat in dieſen „bürgerlichen" Dramen für ſehende Augen und hörende Ohren immer wieder eine Tendenz hervor, welche den Inhalt von des Abbé Sieyès berühmtem Pamphlet vorwegnahm: — Der dritte Stand iſt Nichts; aber er will Etwas, er will Alles werden.

Dieſen revolutionären Inſtinkt beurkundete nun auch Beaumarchais' Erſtlingsdrama „Eugenie", deſſen Handlung einen edelmänniſchen Schurkenſtreich zum Angelpunkt hat. Die Cenſur fühlte dieſe oppoſitionelle Spitze wohl heraus und zwang deßhalb den

Autor, die Szene seines Schauspiels nach England zu verlegen und den Personen desselben englische Namen zu geben. Der ästhetische Werth des Stückes ist übrigens ein sehr geringer und selbst die theatralische „Mache" desselben war so mittelmäßig, daß es bei der ersten Darstellung am 29. Januar 1767 mit Glanz durchfiel. Eugenie's Vater war aber nicht der Mann, deßhalb sein Kind aufzugeben. Er stutzte das Ding für eine zweite Aufführung besser zurecht, so daß seine zwei Vorzüge als dramatischer Autor, eine ungemeine Geschicklichkeit in der Szenirung und eine seltene Kunst des Dialogs, recht ins Licht traten, und so hatte Eugenie — die Titelrolle wurde gespielt von der jungen und liebenswürdigen Mademoiselle Doligny, welche acht Jahre später glanzvoll die Rosine im Barbier von Sevilla machte — doch noch einen recht leidlichen Erfolg. Viel schlimmer erging es unserem angegangenen Dramatiker mit seinem Schauspiel „Deux amis", welches man als ein kaufmännisches bezeichnen kann und welches er drei Jahre später auf die Bühne brachte. Es wurde förmlich von derselben weggepfiffen und Grimm führte

in seiner „Literarischen Korrespondenz", wo er dieses Fiasko's erwähnte, den darüber in Paris umgehenden Stachelvers an: —

„J'ai vu de Beaumarchais le drame ridicule,
Et je vais en un mot vous dire ce que c'est:
C'est un change où l'argent circule
Sans produire aucun intérêt*)."

Aber mochten sie pfeifen, spotten und lachen, Messire Caron de Beaumarchais hatte inzwischen anderweitig sein Schäfchen auf's Trockene gebracht, und zwar in Gestalt der jungen, schönen und reichen Wittwe Geneviève Madeleine Lévêque, mit welcher unser glücklicher Glücksritter im April 1768 sich verheiratete. Leider hielt auch diese Ehe nicht vor. Denn nachdem Madame Beaumarchais ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, starb sie schon im November von 1770 im Kindbett und das Kind folgte ihr zwei Jahre später ins Grab. Die Neuigkeitsjäger zischelten, Beaumarchais habe seine Frau

*) Noch gröber heißt es in einer gleichzeitigen Satire von Palissot: —

„Beaumarchais, trop obscur, pour être intéressant,
De son dieu Diderot est le singe impuissant."

vergiftet, um sie zu beerben. Eine ganz lächerliche Verleumdung, um so mehr, da der größere Theil des Vermögens der Verstorbenen aus lebenslänglichen Renten bestanden hatte. Aber werft dem Pöbel, dem vornehmen wie dem niedrigen, das Dümmste hin, er wird stets begierig danach schnappen. Ganz in der Ordnung also, daß die zahlreichen Feinde unseres Parvenu, welcher, so wie er war, zahlreiche Feinde haben mußte, später denselben der öffentlichen Meinung nicht ohne Erfolg als einen „Giftmischer" signalisiren konnten. Denn was ist leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, dessen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilslosigkeit und Bosheit.

4.

Bislang, d. h. bis zum Tode seiner zweiten Frau, konnte der Lebenslauf des Uhrmachersohns aus der Straße Saint-Denis wohl eine stetig aufsteigende Spirallinie heißen. Nun aber schien es mit dem Aufsteigen zu Ende zu sein. Dickes Gewölke des

Mißgeſchickes umhüllte den Weg unſeres Glücksritters und heftiger Strichregen des Aergerniſſes ſchlug ihm ins Geſicht. Aber der Mann hatte ſcharfſichtige Augen, ein geſundes Knochengeſtell, eine kräftige Lunge und eine Seele voll ſtählerner Springfederkraft. Solche dauerhaft und elaſtiſch gebaute Sterbliche können fallen; aber ſie fallen nie auf den Kopf, ſondern katzengleich ſtets auf die Beine, und ſie laſſen ſich durch ſo einen gelegentlichen Sturz keineswegs abſchrecken, die Kletterung nach Fortuna's Stangenſpitze abermalen zu beginnen.

Im Jahre 1771 war die Lage von Beaumarchais keine liebliche. Seine junge, ſchöne, reiche Frau todt, ſein Ruf als dramatiſcher Autor nicht ſehr viel über oder gar unter dem Strich, ſein Privatcharakter häßlich verdächtigt. Dazu nun kam ein Prozeß, welcher angeſtrengt wurde, um ihn zu entehren und ökonomiſch zu ruiniren. Dieſe Gefahr aber rief in Beaumarchais den Prozeßkünſtler wach, wie es einen ſolchen niemals wieder gegeben hat, und als der erſte Prozeß einen zweiten zeugte, diente derſelbe nur dazu, die ganze Genialität, alle die

Talente unſeres Mannes zur höchſten Kraftäußerung zu ſteigern, zu einer vielſeitigen Thätigkeit, mittelſt welcher er zu einem höchſt bedeutenden Vermögen gelangte und zu einem ſo glänzenden Rufe, daß er für eine Weile der berühmteſte und populärſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit geweſen iſt.

Der Gönner und Kompagnon von Beaumarchais, Paris du Verney, ſtarb hochbejahrt im Juli 1770 mit Hinterlaſſung eines Vermögens von 1,500,000 Francs, deſſen Erbe einer ſeiner Großneffen, der Graf de la Blache, war. Dieſem war die Freundſchaft, welche ſein Großoheim für Beaumarchais gehegt, ſtets ein Dorn im Auge geweſen, und da unſer Emporkömmling wohl wußte, was er bei Gelegenheit von dem Herrn Grafen zu erwarten haben würde, hatte er Sorge getragen, mittelſt eines im April 1770 abgeſchloſſenen Vertrags ſeine geſchäftlichen Beziehungen zu Herrn du Verney in aller Form zu ordnen, d. h. zu klarem Abſchluß zu bringen und das beiderſeitige Soll und Haben feſtzuſtellen. In der ganzen Sache hat ſich Beaumarchais, das mußte jedes unbefangene Auge ſofort er-

kennen, durchweg rechtlich und ehrenhaft benommen. Aber der Herr Graf de la Blache pflegte von dem Kompagnon seines Verwandten zu sagen: „Je hais cet homme comme un amant aime sa maitresse!“ und war daher, sobald sein Großoheim die Augen geschlossen, wüthend darauf aus, Vernunft und Recht bei Seite zu setzen, um seinen Haß zu befriedigen. Er begnügte sich nicht, Beaumarchais wegen der Zahlung von 139,000 Livres, welche derselbe angeblich seinem verstorbenen Großoheim noch schuldig gewesen sei, zu belangen, sondern zog den Gehaßten auch wegen angeblicher Fälschung des Rechnungsabschlusses vom April 1770 vor Gericht. Der Prozeß währte für jene Zeit nicht allzulange, nämlich nur acht Jahre, und wurde im Juli 1778 in dritter und letzter Instanz durch das Parlament der Provence vollständig zu Gunsten von Beaumarchais entschieden, dessen Gegner vergebens alle Mittel vornehm-nichtswürdiger Kabale in Bewegung gesetzt hatte und schließlich mit allen seinen Forderungen abgewiesen, außerdem aber zur Bezahlung der Prozeßkosten und zur Entrichtung von 12,000

Francs an seinen Widerpart „pour raison de calomnie“ verurtheilt wurde.

Inmitten der Trubel dieser Prozedur fand unser zu Handen seiner Richter unermüdlich „Mémoire“ auf Mémoire loslassender Prozeßkünstler Zeit und Stimmung, seinen „Barbier von Sevilla“ zu entwerfen und auszuführen. Zu seinem Schaden hat er auch Zeit und Stimmung noch zu Anderem gefunden. Nämlich zu einem Liebeshandel mit der hübschen und pikanten Mademoiselle Ménard, einer Komödiantin vom Theater Français. Derartige Damen, wohl wissend, was für ein zerbrechlich Ding ihre Tugend, haben die vorsichtige Gewohnheit, lieber zwei oder mehrere Hüter und Schützer besagter Zerbrechlichkeit anzustellen als nur einen, und daher kann es nicht überraschen daß Mademoiselle neben ihrem „väterlichen Freunde“ Beaumarchais noch einen jungen Grandseigneur, den Duc de Chaulnes, mit besagtem Hüteramt betraut hatte. Der Duc war seiner Pflicht eine Weile sehr eifrig nachgekommen und hatte seine schöne Schützlingin unter Anderem auch mit einem Töchterlein beschenkt. Dann war der

bizarre Menſch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf ſeinem Poſten abgelöſ't, als er auf den Einfall kam, es ſei eine Schmach, von einem „Roturier“ verdrängt worden zu ſein, und folglich müßte er den Eindringling umbringen. Beaumarchais' trefflicher Biograph de Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homeriſchen Helden Ulyſſes und Ajax; allein alle ſeine Vielgewandtheit vermochte unſern Caron-Ulyſſes nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —“ lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces“. Aber noch in derſelben Stunde überfiel der wüthende Ajax ſeinen Mithüter komödiantiniſcher Tugend, überfiel denſelben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ würdevoll vorſaß, überſchüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hauſe, würgte, zerbläute und zerraufte ihn, ſchund ihm

mit seinen herzoglichen Nägeln das Gesicht, kurz, führte sich wie ein besoffener Matrose oder wie ein Kurfürst von Dulderland auf. Es ist halb mitleidswerth und halb lächerlich anzusehen, wie der Mißhandelte in dieser kläglichen Situation sich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Respekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Respekt soweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer Gleiches mit Gleichem vergalt und, wie er in seinem über dieses Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft seines Armes dem Herzog einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzte.“ Herbeigerufene Polizeimannschaft riß endlich die homerischen Zweikämpfer auseinander und unser geprügelter und zerraufter Ulysses besaß Elasticität genug, eine auf den Abend dieses Unglückstages angesetzte Vorlesung seines „Barbier von Sevilla“ nicht zu versäumen und einer zahlreichen Versammlung sein Stück mit Geist und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht

zu Ende. Der Duc de Brillière, Miniſter des königlichen Hauſes, und das Tribunal der Marſchälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwiſchen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wiſſen, „en vertu de sa quittance“ ein ſolcher — zur Verhandlung kamen, miſchten ſich darein. Der Duc de Brillière belegte Beaumarchais mit Hausarreſt, bis der König in der Sache ſeinen Willen kundgethan hätte. Der Gerichtshof der Marſchälle aber citirte den Arreſtanten, ließ ſich von demſelben unſchwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, ſondern auf dem Duc de Chaulnes läge, ſchickte daraufhin dieſen Grandſeigneur mittelſt eines Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarreſt Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Miniſter des königlichen Hauſes, erboſ't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs“ einen Arreſt aufzuheben, welchen er, Monſeigneur le Duc, „im Namen des Königs“ verhängt hatte, ſchickte, immer „im Namen des Königs“, den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübſche

Probe, fürwahr, der Justizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Minister die Freilassung des Vergewaltigten, welcher gerade damals seinen gegen den Grafen de la Blache geführten Prozeß in erster Instanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche sein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er sich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern seines Gefängnisses hervor ein Feuer, dessen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung versetzte und welches eines der gehässigsten und gehaßtesten Institute der Willkürherrschaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou", welches auf Betreiben des Kanzlers dieses Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitresse Dubarry Ludwig der Fünfzehnte mittelst Edikts vom 7. Dezember 1770 gewaltsam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches gesetzt hatte.

Von unserem Prozeßkünstler, welcher jetzt im Begriffe, ein superlativischer zu werden, war in Er-

fahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Prozeß Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohne Gleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlags ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kikericki ein ganzes Volk wachkrähte, und das Alles um lumpiger 15 Louisd'o r willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Prozesses zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zu-

gänglicher ſein, ſo der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geſchenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unſer gelehriger Freund ließ ſofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten beſetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie ſie ſagte. Beaumarchais gab auch dieſe Summe noch, wogegen Madame verſprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, ſo der freigebige Mann ſeinen Prozeß verlöre. Der Sekretär jedoch ſollte in jedem Falle ſeine 15 Goldſtücke behalten. Nach dieſen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieſer Audienz verlor er ſeinen Prozeß durch Parlementsſpruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und ſogar ſeine Elaſtizität ſchien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber ſie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir ſehen den ſeltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weiſe war es ein verſchwindend

kleiner Nebenumstand in diesem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Basis ward, auf welcher stehend er ein welthistorisches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm gewissenhaft die 100 Goldstücke und die Diamantenuhr zurückgestellt; er aber, in seiner Erbitterung über den Verlust seines Prozesses, in seiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu seinen Ungunsten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erlickert hatte, aus der Tasche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldstücke jemals empfangen zu haben. Ein erstes drohendes Kickericki von Seiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüstung über die Verunglimpfung seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anstrengt. Daß dieser Gerichtshof,

ſo wie er war — das „Parlement Maupeou“ — ſeinem Mitglied Goëzman unter allen Umſtänden gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verſtand ſich von ſelbſt. Aber Einerlei, unſer Vielgewandter fühlt Angeſichts dieſer Gefahr zum erſten Male ſeinen Genius ganz und voll und ſo ſetzt er ſich hin und ſchleudert ſeine weltberühmten vier „Mémoires“ auf's Papier, aus logiſcher Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und ſchmetternden Donnern der Beredtſamkeit gewobene Offenbarungen der polemiſchen Muſe, die nicht ihres Gleichen haben. Die bewunderungswürdigſte Kunſt des unvergleichlichen Prozeßkünſtlers aber war dieſe, daß er ſich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt ſeiner Nation aufſchwang, zum Geiſt und Feuer ſprühenden Rächer der von der franzöſiſchen Juſtizpflege hunderttauſendfältig geſchädigten und geſchändeten Gerechtigkeit, zum unwiderſtehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpreſſung und Grauſamkeit zuſammengeſchwindelten Injuſtizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufſehen, welches die beaumarchais'ſchen Streit-

kleiner Nebenumſtand in dieſem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Baſis ward, auf welcher ſtehend er ein welthiſtoriſches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm gewiſſenhaft die 100 Goldſtücke und die Diamantenuhr zurückgeſtellt; er aber, in ſeiner Erbitterung über den Verluſt ſeines Prozeſſes, in ſeiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu ſeinen Ungunſten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erlickert hatte, aus der Taſche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldſtücke jemals empfangen zu haben. Ein erſtes drohendes Kickericki von Seiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüſtung über die Verunglimpfung ſeiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anſtrengt. Daß dieſer Gerichtshof,

ſo wie er war — das „Parlement Maupeou“ — ſeinem Mitglied Goëzman unter allen Umſtänden gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verſtand ſich von ſelbſt. Aber Einerlei, unſer Vielgewandter fühlt Angeſichts dieſer Gefahr zum erſten Male ſeinen Genius ganz und voll und ſo ſetzt er ſich hin und ſchleudert ſeine weltberühmten vier „Mémoires“ auf's Papier, aus logiſcher Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und ſchmetternden Donnern der Beredtſamkeit gewobene Offenbarungen der polemiſchen Muſe, die nicht ihres Gleichen haben. Die bewunderungswürdigſte Kunſt des unvergleichlichen Prozeßkünſtlers aber war dieſe, daß er ſich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt ſeiner Nation aufſchwang, zum Geiſt und Feuer ſprühenden Rächer der von der franzöſiſchen Juſtizpflege hunderttauſendfältig geſchädigten und geſchändeten Gerechtigkeit, zum unwiderſtehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpreſſung und Grauſamkeit zuſammengeſchwindelten Injuſtizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufſehen, welches die beaumarchais'ſchen Streit-

ſchriften erregten, war ungeheuer: ſie ſind in Wahrheit ein Ereigniß geweſen, nicht allein für Frankreich, ſondern für ganz Europa. Es wurde darin einer der wichtigſten Grundſätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetz, ſiegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies Alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, deſſen Sache ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen mit Fug „la cause de la nation“ nannten, zu verurtheilen, und es ſcheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerſtehen verurtheilt würde, den Entſchluß gefaßt hatte, dieſem Aeußerſten durch Selbſtmord zu entgehen. Der Urtheilsſpruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme“ und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour“ erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, ſeinem Amte zu entſagen und verlor ſich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem un-

endlich viel beſſeren Mann, als er ſelber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was ſoviel hieß wie: Du biſt unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du biſt bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieſes Urtheil werthete, dieſe Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie ſchon damals ein Theil der franzöſiſchen Ariſtokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime ſtand, kann ſchon die eine Thatſache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Feſt veranſtalteten. In ſeinem Einladungsſchreiben hatte der letztgenannte Grandſeigneur zu Beaumarchais geſagt: „Wir ſind aus einem ſattſam guten Hauſe, um Frankreich zu zeigen, wie es einen ſo großen Bürger, der Sie ſind, ehren ſoll.“ War das nicht auch ſchon wiederum ein Stück Revolution?

bizarre Menſch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf ſeinem Poſten abgelöſ't, als er auf den Einfall kam, es ſei eine Schmach, von einem „Roturier“ verdrängt worden zu ſein, und folglich müßte er den Eindringling umbringen. Beaumarchais' trefflicher Biograph de Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homeriſchen Helden Ulyſſes und Ajax; allein alle ſeine Vielgewandtheit vermochte unſern Caron-Ulyſſes nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —“ lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces“. Aber noch in derſelben Stunde überfiel der wüthende Ajax ſeinen Mithüter komödiantiniſcher Tugend, überfiel denſelben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ würdevoll vorſaß, überſchüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hauſe, würgte, zerbläute und zerraufte ihn, ſchund ihm

mit seinen herzoglichen Nägeln das Gesicht, kurz, führte sich wie ein besoffener Matrose oder wie ein Kurfürst von Dulderland auf. Es ist halb mitleidswerth und halb lächerlich anzusehen, wie der Mißhandelte in dieser kläglichen Situation sich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Respekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Respekt soweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer Gleiches mit Gleichem vergalt und, wie er in seinem über dieses Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft seines Armes dem Herzog einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzte.“ Herbeigerufene Polizeimannschaft riß endlich die homerischen Zweikämpfer auseinander und unser geprügelter und zerraufter Ulysses besaß Elasticität genug, eine auf den Abend dieses Unglückstages angesetzte Vorlesung seines „Barbier von Sevilla“ nicht zu versäumen und einer zahlreichen Versammlung sein Stück mit Geist und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht

zu Ende. Der Duc de Brillière, Miniſter des königlichen Hauſes, und das Tribunal der Marſchälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwiſchen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wiſſen, „en vertu de sa quittance“ ein ſolcher — zur Verhandlung kamen, miſchten ſich darein. Der Duc de Brillière belegte Beaumarchais mit Hausarreſt, bis der König in der Sache ſeinen Willen kundgethan hätte. Der Gerichtshof der Marſchälle aber citirte den Arreſtanten, ließ ſich von demſelben unſchwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, ſondern auf dem Duc de Chaulnes läge, ſchickte daraufhin dieſen Grandſeigneur mittelſt eines Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarreſt Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Miniſter des königlichen Hauſes, erboſ't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs“ einen Arreſt aufzuheben, welchen er, Monſeigneur le Duc, „im Namen des Königs“ verhängt hatte, ſchickte, immer „im Namen des Königs“, den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübſche

Probe, fürwahr, der Justizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Minister die Freilassung des Vergewaltigten, welcher gerade damals seinen gegen den Grafen de la Blache geführten Prozeß in erster Instanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche sein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er sich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern seines Gefängnisses hervor ein Feuer, dessen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung versetzte und welches eines der gehässigsten und gehaßtesten Institute der Willkürherrschaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou", welches auf Betreiben des Kanzlers dieses Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitresse Dubarry Ludwig der Fünfzehnte mittelst Edikts vom 7. Dezember 1770 gewaltsam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches gesetzt hatte.

Von unserem Prozeßkünstler, welcher jetzt im Begriffe, ein superlativischer zu werden, war in Er-

fahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Prozeß Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohne Gleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlags ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kikericki ein ganzes Volk wachkrähte, und das Alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Prozesses zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zu-

gänglicher sein, so der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geschenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unser gelehriger Freund ließ sofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten besetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie sie sagte. Beaumarchais gab auch diese Summe noch, wogegen Madame versprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, so der freigebige Mann seinen Prozeß verlöre. Der Sekretär jedoch sollte in jedem Falle seine 15 Goldstücke behalten. Nach diesen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieser Audienz verlor er seinen Prozeß durch Parlementsspruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und sogar *seine* Elastizität schien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber sie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir sehen den seltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weise war es ein verschwindend

fahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Prozeß Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohne Gleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlags ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kikericki ein ganzes Volk wachkrähte, und das Alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Prozesses zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zu-

gänglicher sein, so der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geschenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unser gelehriger Freund ließ sofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten besetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie sie sagte. Beaumarchais gab auch diese Summe noch, wogegen Madame versprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, so der freigebige Mann seinen Prozeß verlöre. Der Sekretär jedoch sollte in jedem Falle seine 15 Goldstücke behalten. Nach diesen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieser Audienz verlor er seinen Prozeß durch Parlementsspruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und sogar *seine* Elastizität schien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber sie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir sehen den seltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weise war es ein verschwindend

kleiner Nebenumstand in diesem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Basis ward, auf welcher stehend er ein welthistorisches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm gewissenhaft die 100 Goldstücke und die Diamantenuhr zurückgestellt; er aber, in seiner Erbitterung über den Verlust seines Prozesses, in seiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu seinen Ungunsten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erlickert hatte, aus der Tasche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldstücke jemals empfangen zu haben. Ein erstes drohendes Kickericki von Seiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüstung über die Verunglimpfung seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anstrengt. Daß dieser Gerichtshof,

ſo wie er war — das „Parlement Maupeou“ — ſeinem Mitglied Goëzman unter allen Umſtänden gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verſtand ſich von ſelbſt. Aber Einerlei, unſer Vielgewandter fühlt Angeſichts dieſer Gefahr zum erſten Male ſeinen Genius ganz und voll und ſo ſetzt er ſich hin und ſchleudert ſeine weltberühmten vier „Mémoires“ auf's Papier, aus logiſcher Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und ſchmetternden Donnern der Beredtſamkeit gewobene Offenbarungen der polemiſchen Muſe, die nicht ihres Gleichen haben. Die bewunderungswürdigſte Kunſt des unvergleichlichen Prozeßkünſtlers aber war dieſe, daß er ſich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt ſeiner Nation aufſchwang, zum Geiſt und Feuer ſprühenden Rächer der von der franzöſiſchen Juſtizpflege hunderttauſendfältig geſchädigten und geſchändeten Gerechtigkeit, zum unwiderſtehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpreſſung und Grauſamkeit zuſammengeſchwindelten Injuſtizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufſehen, welches die beaumarchais'ſchen Streit-

ſchriften erregten, war ungeheuer: ſie ſind in Wahrheit ein Ereigniß geweſen, nicht allein für Frankreich, ſondern für ganz Europa. Es wurde darin einer der wichtigſten Grundſätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Geſetz, ſiegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies Alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, deſſen Sache ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen mit Fug „la cause de la nation“ nannten, zu verurtheilen, und es ſcheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerſtehen verurtheilt würde, den Entſchluß gefaßt hatte, dieſem Aeußerſten durch Selbſtmord zu entgehen. Der Urtheilsſpruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme“ und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour“ erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, ſeinem Amte zu entſagen und verlor ſich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem un-

endlich viel beſſeren Mann, als er ſelber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was ſoviel hieß wie: Du biſt unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du biſt bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieſes Urtheil werthete, dieſe Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie ſchon damals ein Theil der franzöſiſchen Ariſtokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime ſtand, kann ſchon die eine Thatſache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Feſt veranſtalteten. In ſeinem Einladungsſchreiben hatte der letztgenannte Grandſeigneur zu Beaumarchais geſagt: „Wir ſind aus einem ſattſam guten Hauſe, um Frankreich zu zeigen, wie es einen ſo großen Bürger, der Sie ſind, ehren ſoll.“ War das nicht auch ſchon wiederum ein Stück Revolution?

Das Parlement Maupeou ist an der Todeswunde gestorben, welche ihm Beaumarchais' Feder geschlagen. Dasselbe aufzulösen und die früheren Parlemente wiederherzustellen, ist bekanntlich eine der ersten Regierungshandlungen Ludwigs des Sechszehnten gewesen. Nun war für unsern „Blamirten" die Zeit gekommen, sich entblamiren zu lassen. Noch bevor das Jahr 1775 zu Ende, wurde durch Entscheid des „Grand-Conseil" des pariser Parlements das gegen ihn ergangene Urtheil, sowie die Entscheidung des Parlements Maupeou in Sachen De la Blache contra Beaumarchais für null und nichtig erklärt und der genannte Prozeß an das Parlement der Provence zu Aix als an die letzte Instanz gewiesen. Dort erfolgte dann, wie schon erwähnt worden, im Juli 1778 der völlig zu Gunsten unseres Prozeßkünstlers lautende endgültige Spruch. Bevor ihm jedoch in dieser Weise seine Rehabilitation und sein Recht zu Theil ward, begegnet uns der „blamirte" Proteus in einer neuen Rolle: — der Uhrmacher, Musiker, Küchenschreiber, Jagdgerichtspräsident, Duellant, Spekulant, Rührdramen-

schreiber und Parlement-Maupeou-Tödter wird diplomatischer Geheimagent Ludwigs des Fünfzehnten.

5.

In der Leidensgeschichte der unglückliche n — wenn auch keineswegs schuldlosen oder gar „engelreinen" — Königin Marie Antoinette gibt es einen Umstand, welcher sehr geeignet ist, denkender Menschen Mitleid wachzurufen. Ich meine die bebende Angst, welche der Königin im November 1790 eingejagt wurde durch die Nachricht, daß „cette misérable créature", die Halsbandgeschichte-Lamotte, aus England, wohin sie entflohen war, zurückkehren würde*). Die Großen der Erde, falls dieselben Zeit hätten, Geschichte zu studiren, und Verstand genug, sie zu verstehen, könnten aus diesem Zittern der armen Königin, wie aus

*) Correspondance inédite de Marie Antoinette, publ. sur les docum. origin. par l. c. Paul Vogt d'Hunolstein. 2 édit. Paris 1864, p. 168—69. Es haben sich gegen die Echtheit dieser Briefe im Einzelnen Zweifel erhoben, wodurch dieselbe jedoch im Ganzen nicht beanstandet wird.

der ganzen Halsbandprozedur und ihren Nachwehen, Manches, ſogar Vieles lernen. Vor Allem dieſes, daß in der Stickluft des Deſpotismus, wie alles Gemeine und Schlechte, ſo auch die Verleumdung vortrefflich gedeiht und daß die Gewaltſamkeit, womit die freie Erörterung niedergehalten wird, mit Nothwendigkeit die Menſchen dahin führt, von ihren Vergewaltigern ſelbſt das Abenteuerlichſte und Infamſte als ſelbſtverſtändlich mit Begierde zu glauben.

Unter den zahlloſen Symptomen der unheilbaren und unaufhaltſamen Fäulniß des Ancien Régime trat als eines der bezeichnendſten der heimliche Krieg hervor, welchen Hof und Regierung gegen die oppoſitionelle, in England und Holland aufgeſtellte Preſſe, die häufig nur eine Schandpreſſe war, zu führen ſich veranlaßt ſahen. In dieſem Kriege ließ ſich jetzt Beaumarchais verwenden und zwar zu Gunſten des ſcharlachenen Laſters, der Haupt- und Staatsmetze Dubarry. Von einem Proteus kann man natürlich nicht verlangen, daß er ein Charakter ſei, und unſer Mann hat auch nie den Anſpruch erhoben, ein ſolcher zu ſein. Trotzdem dürfen wir billig vermuthen, daß es wenigſtens ſeinem Reinlichkeitsſinn

keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben müsse, sich mit der ihm aufgegebenen schmutztriefenden Mission zu befassen. Er hatte aber kaum eine andere Wahl. Nach seiner Verdonnerung durch das Parlement war dem Blamirten par ordre du mufti absolutes Stillschweigen auferlegt worden, wodurch es ihm rein unmöglich gemacht war, an seiner Rehabilitation zu arbeiten. In diesem unerträglichen Zustande befand er sich, als ihm der König durch seinen ersten Kammerdiener De la Borde sagen ließ, er könnte, so er wollte, seine Entblamirung verdienen. Schwerlich dürfte i. J. 1774 ein Franzos oder überhaupt ein Mensch gelebt haben, welcher unter dieser Umständen nicht mit Beaumarchais geantwortet hätte: „Ich stehe Sr. allerchristlichsten Majestät zu Befehl.“

Es lebte damals ein französischer Industrieritter niedersten Grades, Théveneau de Morande, in London und zwar lebte er von dem Skandal, welchen er in Form von Libellen nach Frankreich hinüberschmuggelte, — ein zu jener Zeit, wie Männiglich weiß, überhaupt sehr schwungbaft betriebenes Geschäft. Eines Tages erhielt Dame Dubarry von Seiten dieses Bieder-

mannes die briefliche Anzeige, daß er demnächst ein Buch, dessen Heldin Madame sei, veröffentlichen werde unter dem anziehenden Titel: „Mémoires secrets d'une femme publique.“ Aufgestürmt durch die also Bedrohte, verlangte Sultan Ludwig vom englischen Kabinett die Auslieferung des Libellisten. Die Regierung des Urlandes der Heuchelei gab zur Antwort: Wir können den Kerl nicht öffentlich ausliefern, weil das gegen Gesetz und Brauch Altenglands verstößt; wenn aber Se. allerchristlichste Majestät im Geheimen eine Truppe Polizisten herüberschicken und den Lumpenhund heimlich aufheben und entführen lassen will, werden wir dazu beide Augen zudrücken. Auf dies hin schickte der französische Polizeiminister wirklich in aller Heimlichkeit die gehörige Anzahl von Polizisten nach London. Allein der schlaue Morande, welcher in Paris seine Korrespondenten besaß und zwar in hohen Gesellschaftsregionen, hatte Wind bekommen, signalisirte die bevorstehende Ankunft seiner Entführer in spe geräuschvoll dem englischen Publikum und so sahen die Sendlinge der pariser Polizei ihr Unternehmen

nicht nur zum Voraus vereitelt, sondern entgingen auch nur mit höchster Noth der Gefahr, vom londoner Pöbel in die Themse geworfen zu werden. Stolz auf diesen Erfolg, beeilte Morande den Druck seiner Denkwürdigkeiten der Dubarry und bald lagen 3000 Exemplare zur Versendung nach Frankreich über Holland und Deutschland bereit. Inzwischen war Ludwig der Fünfzehnte auf den Gedanken gekommen, in Güte mit dem gefürchteten Pamphletisten zu verhandeln und mit dieser Verhandlung unsern vielgewandten Blamirten zu betrauen. Beaumarchais übernahm den Auftrag, ging im März von 1774 unter dem Namen Ronac (Anagramm von Caron) nach London, wußte sich mit dem ebenso mißtrauischen als pfiffigen Morande in Beziehung zu setzen und von demselben zu erlangen, was der König wünschte. Die Handschrift und die 3000 gedruckten Exemplare des Libells wurden in der Nähe von London in einem Kalkofen verbrannt und es kostete diese Operation 20,000 Francs, welche aus der französischen Staatskasse zur Vergütung an Morande sofort bezahlt wurden, sowie ferner all-

jährlich 4000 Francs, welche lebenslängliche Rente ſich der wohlerfahrene Arbeiter im Unkraut des Aergerniſſes ausbedungen hatte. Man ſieht, das franzöſiſche Volk hatte den Schutz des „guten“ Rufes der Scharlachenen ganz anſtändig zu honoriren; denn, wohlverſtanden, Monſieur Morande bezog auch unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten ſeine Jahresrente. Im Uebrigen muß man Beaumarchais bezeugen, daß er ſeine ſchmutzige Miſſion möglichſt ſäuberlich vollzog, indem er ſich weigerte, dem Anſinnen des Duc d'Aiguillon, welcher damals gemeinſam mit der Staatshure Frankreich regierte, zu entſprechen, dem Anſinnen, die Korreſpondenten und Korreſpondentinnen Morande's zu erlickern und zu verrathen. Die Worte, welche er hierüber ſpäter an Ludwig den Sechszehnten ſchrieb, gereichen ihm ſicherlich zur Ehre: — „Trop heureux de parvenir à supprimer ces libelles sans en faire un vil moyen de tourmenter sur des soupçons tous les gens qui pourraient déplaire, je refusai de jouer le rôle infame de délateur, de devenir l'artisan d'une persécution peut-être générale

et le flambeau d'une guerre de bastille et de cachots.“

Als Beaumarchais nach Paris zurückeilte, um den Lohn ſeiner erfolgreichen Mühwaltung zu empfangen, d. h. ſeine Rehabilitation, fand er den König todt und deſſen Enkel und Nachfolger ſehr geneigt, von ſeiner ſo eben bewährten Geſchicklichkeit im Fache der geheimen Agentur ebenfalls Gebrauch zu machen. Demzufolge finden wir unſern Unermüdlichen im Jahre 1774 noch einmal auf dem Wege nach London, um die von dorther drohende Veröffentlichung eines Pamphlets zu hintertreiben, welches unter dem Titel: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers“ — erſcheinen ſollte und deſſen vergiftete Spitze gegen die junge, damals noch kinderloſe Königin Marie Antoinette gerichtet war, welche, gleich ihrem Gemahl, dadurch höchlich beunruhigt wurde *). Ausgeſtattet mit einem Atteſt

*) Wahrſcheinlich bezog es ſich auf das in Rede ſtehende Libell, wenn Marie Antoinette in einem aus Choiſy vom 8. Oktober 1775 datirten Brief an ihren Bruder Joſeph

von der Hand Ludwigs des Sechszehnten, ward Beaumarchais beauftragt, den Autor ausfindig und ſtumm zu machen. Nicht mit Dolch und Gift, aber mit Geld. Der Autor war ein italiſcher Jude, Angelucci, und Beaumarchais wurde um den Preis von 36,000 Francs richtig mit demſelben handelseinig. Allein der verſchmitzte Sohn Israels ſuchte unſern Vielgewandten zu überliſten und nach Empfang der genannten Summe, ſowie nach Verbrennung von 4000 Exemplaren ſeines Machwerks, daſſelbe dennoch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die energiſche Vereitelung dieſes Unterfangens wurde für Beaumarchais zu einer ganzen Reihenfolge von Abenteuern, die ihn, immer auf der Fährte des Halunken von Juden, von London nach Amſterdam, von Amſterdam nach Nürnberg, von Nürnberg nach Wien führten, wo er, in höchſter Aufregung, im Wund-

äußerte: — „L'année dernière le roy et moy nous avons été mis sur la voie d'abominables libelles préparés contre moy et encore mouillés de la presse. On a découvert que c'étoit une spéculation de fripon qui nous donnoit à nous même ce dont il étoit l'auteur.“ Corresp. inéd. p. 72.

fieber — denn er iſt unterwegs bei einem tapfer beſtandenen Raubanfall verwundet worden — die Kaiſerin Maria Thereſia beſtürmte, den Schuft von Angelucci, den Verleumder und Beſchimpfer ihrer Tochter, an Frankreich auszuliefern. Der patriarchaliſchen Deſpotin kam aber der in die Hauptſtadt Oeſtreichs hereingeſchneite Stürmer und Dränger ſelbſt höchſt verdächtig vor und ſie fand es bedenklich, daß „ſo ein Menſch“ überhaupt mit den Angelegenheiten der Königin von Frankreich ſich zu ſchaffen machte. Die Folge davon war, daß der arme Beaumarchais einen ganzen Monat lang als Gefangener in Wien zurückgehalten wurde, bis man ſich aus Paris Aufſchluß über ihn verſchafft hatte. Dies geſchehen, ließ man ihn laufen und die Kaiſerin bot ihm zum Abſchied ein Geſchenk von 1000 Dukaten, welches anzunehmen er ſtolz verweigerte, wie er denn auch vom franzöſiſchen Hofe keine Bezahlung ſeiner Dienſte in dieſen Libell-Sachen weder forderte noch empfing, einzig und allein um ſeine Rehabilitation arbeitend. Trotzdem verurſachte die Unterdrückung der Pamphlete Morande's und Angelucci's, welche

mitſammen keinen Franc werth waren, der franzöſiſchen Staatskaſſe eine Ausgabe von 172,000 Francs, zu einer Zeit, wo der Staatsbankerott ſchon vor der Thüre ſtand. Und noch immer gibt es „Hiſtoriker", welche ſchamlos genug ſind, die Finanz- und ſonſtige Lotter- und Luder-Wirthſchaft des Ancien Régime ſchönfärben zu wollen!

Es liegt im Weſen der diplomatiſchen Geheimagentſchaft, ja, wie Wiſſende wollen, auch der öffentlichen Diplomatik, mit Anrüchigem ſich befaſſen zu müſſen. Iſt doch die genialſte Denkerin, welche Deutſchland bislang hervorgebracht hat, ſoweit gegangen, zu prophezeien, im Wörterbuch der Menſchheit werden Diplomat und Schurke dereinſt gleichbedeutend ſein. In Erwartung dieſer paradieſiſchen Zukunft ſagen wir, daß unſer Geheimagent zunächſt allerdings noch ein weiteres mißduftendes Geſchäft abzuthun hatte, eine Unterhandlung mit dem bekannten Chevalier d'Eon, welcher von Ludwig dem Fünfzehnten in den ſchmutzigen Hergängen ſeiner Privat-Diplomatik verwendet und gezwungen worden war, ſich als Weib zu verkleiden, jetzt aber von London

aus mit Drohungen und Forderungen der Regierung Ludwigs des Sechszehnten äußerst unangenehm sich machte *). Nachdem es Beaumarchais gelungen war, dem alten Abenteurer, der so vielen Lärm in der Welt gemacht, den Mund zu stopfen — das Stopfungsmaterial waren 120,000 Livres — wurde ihm endlich der sehnsüchtig begehrte und wohlverdiente Lohn zu Theil, seine schon gemeldete feierliche Entblamirung und Rehabilitation (September 1776). Also wieder ein „ehrlicher" Mann in den Augen von aller Welt, ging der Sieur Caron de Beau-

*) Im Vorbeigehen sei das wenig bekannte Kuriosum erwähnt, daß ein gewisser Gaillardet zur Erklärung der erzwungenen Verkleidung d'Eons die tolle Hypothese aufgebracht hat, König Georg der Dritte habe eines Tages seine Frau, die Königin Sophie Charlotte, mit dem Chevalier in flagranti ertappt. Die Königin, welche durch d'Eon Mutter Georgs des Vierten geworden, habe, unterstützt von ihrem Leibarzt, ihrem bekanntlich sehr bornirten Gemahl weiszumachen gewußt, der Chevalier sei ein Weib. Der König habe darüber bei Ludwig dem Fünfzehnten Erkundigungen eingezogen und der Letztere, um die Königin zu schonen, die Angabe derselben bestätigt, zugleich aber zur Aufrechthaltung der Fabel den Chevalier gezwungen, beständig Frauenkleider zu tragen.

marchais frisch daran, die diplomatische Gewandtheit, welche er sich erworben, in einer ehrenhafteren Region zu erproben als dort, wo die Morande und Angelucci und d'Eon sich umtrieben.

6.

Beaumarchais'sche Beweglichkeit kann sich jedoch nicht begnügen, nur eine Sehne am Bogen zu haben. Hände, welche gebaut sind wie die unseres Mannes, fassen immer rechts und links an und bewältigen spielend die verschiedenartigsten Sachen zur gleichen Zeit. Das ist ein rastloses Agiren, Spekuliren, Prozessiren und dazu noch ein Dramatisiren, kraft dessen der „Barbier von Sevilla" am 23. Februar 1775 in Szene geht, nachdem es seinem Verfasser unsägliche Mühe gekostet, das Stück durch die Censur zu bringen, obgleich den demokratisch-revolutionären Grundgedanken desselben keiner der Herren Censoren witterte. Vielleicht, daß dieser Gedanke unserem Komöden selber nicht zu klarem Be-

wußtſein gekommen. Aber vorhanden war er und zwar in dem bedeutungsvollen Umſtand, daß der Barbier Figaro, ein auf der unterſten Leiterſproſſe der ſozialen Hierarchie ſtehender Menſch, in dem Drama die Hauptrolle innehat und dieſelbe in einer Weiſe durchführt, welche klärlich darthut, wie unendlich er den Standesperſonen, die er gängelt und leitet, überlegen iſt. Es heißt, wenigſtens Urtheilsfähigen gegenüber, nicht zu viel behaupten, wenn man ſagt, daß Figaro's Auftreten auf der Theaterbühne die ſymboliſch-prophetiſche Antecipation vom nahebevorſtehenden Auftreten des Volkes auf der Weltgeſchichtsbühne geweſen ſei.

Der Zudrang zur erſten Aufführung war ein beiſpielloſer; aber das Stück mißfiel und La Harpe gab darüber das ſtrenge Verdikt ab: „Es hat zu Viel von einer Poſſe, ſeine Weitſchweifigkeiten haben Langeweile, ſeine ſchlechten Späſſe Widerwillen, ſeine ſchlechten Sitten Entrüſtung erregt.“ Aber Beaumarchais, längſt gewöhnt, ſeine Erfolge der Welt zu entreißen, gab ſeinen Barbier nicht ſo leicht verloren. Am 23. Februar durchgefallen, erſchien

die Komödie, abgekürzt und wie mit Dampfkraft umgeschmolzen, schon am 25. zum zweiten Mal auf den Brettern. Am 26. schrieb Frau Du Deffant an Horaz Walpole: „Gestern war ich in der Komödie von Beaumarchais, welche man zum zweiten Mal gab. Bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen, hatte sie gestern einen außerordentlichen Erfolg. Sie wurde beklatscht, daß die Wände des Saals hätten bersten mögen; sie wird bis zu den Wolken erhoben." Jetzt war die Stellung des Barbiers von Sevilla in der dramatischen Literatur Frankreichs entschieden. Seit dem Schöpfer des Tartuffe war kein Komöde mehr aufgestanden wie der Schöpfer des Figaro und diese Charakterfigur durfte auf dem sozial-politischen Gebiete ganz dieselbe Bedeutung ansprechen, welche auf kirchlich-religiösem dem Heuchler Molière's zukommt. Die Fabel des Stückes ist bekanntlich eine sehr alte Geschichte: — die Nasführung eines alten Gecken von Vormund, welcher seine schöne junge Mündel heiraten möchte. Aber die Behandlung dieses Stoffes ist so voll Kraft und Grazie, der Dialog funkelt so prächtig von Geist, Witz und Bosheit, daß

ein beſſeres Intrikenſtück kaum gedacht werden kann.

Wunderlichſt drängen und häufen ſich die Kontraſte, mitunter die grellſten, im Daſein unſeres Mannes. Zur Zeit, wo er ſich ſeiner Komödie halber mit Cenſoren, Kritikaſtern, Schauſpielern und Schauſpielerinnen herumbeißt, wird ihm die abſonderliche Aufgabe geſtellt, ſeinen ſterbenden Gönner, den atheiſtiſchen Prinzen von Conti, zu überreden, mit den kirchlichen Sterbeſakramenten ſich verſehen zu laſſen. Der Verfaſſer des Barbiers von Sevilla in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchof von Paris daran arbeitend, den „franzöſiſchen Alkibiades“ — wie man den Prinzen nannte — „en bon chrétien“ ſterben zu machen, d. h. demſelben die Annahme der letzten Oelung aufzureden . . . iſt das nicht eine der bizarrſten Szenen der tollſchönen Tragikomödie jener Zeit? Und auch dies iſt ein bizarrer Charakterzug derſelben, daß nach dem Tode des franzöſiſchen Alkibiades, welcher Mitglied der Akademie geweſen war, der gelehrte Direktor dieſes Inſtituts, Monſieur Gaillard, dem Verſtorbenen

in öffentlicher Sitzung eine Lobrede hielt, deren Inhalt für uns ganz märchenhaft klingt. „Die Helenen, die Ariadnen und so viele Andere haben, geblendet von seinem Ruhm, entzückt von seiner Anmuth, darnach verlangt, von ihm besiegt zu werden, und haben nicht ihre Niederlage, sondern nur seine Unbeständigkeit beklagt. Alle Schönen bevorzugten ihn und er bevorzugte alle.“ So leierte es noch lange weiter in der Lobpsallirung der Wüstlingschaft des Prinzen und dies geschah in feierlicher Versammlung des Instituts von Frankreich, als schon die Sturmglocken leise zu schwingen begannen....

Die weltgeschichtliche Schicksalsironie hat es, wie Jedermann weiß, gewollt, daß das in Frankreich auf die Neige gehende absolute Königthum der jenseits des Ozeans erstehenden Demokratie aufhelfen mußte. Daß und warum und wie der französische Hof mit den amerikanischen Rebellen gegen England gemeinsame Sache machte, ist sehr bekannt. Wenig dagegen in engeren und gar nicht in weiteren Kreisen, daß in diesem ewig denkwürdigen Unternehmen

Beaumarchais nicht nur einen Finger, sondern eine ganze Hand hatte, daß er eines der bedeutendsten Triebräder der widerenglischen Politik seines Landes, einer der eingreifendsten Bundesgenossen der Nordamerikaner, ja geradezu eine gegen Großbritannien kriegführende Macht gewesen ist.

Das wurde er aber erst im Verlaufe dieses „Geschäftes"; denn wir sehen ihn zuvörderst in seiner alten bescheidenen Rolle als geheimer Agent in dasselbe eintreten. Als solcher ist er im Auftrag des Grafen von Vergennes, welcher — einer der tüchtigsten Minister, die Frankreich jemals gehabt — zur Zeit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gegen den Herbst von 1775 zu wiederum nach London gegangen. Sein Auftrag war, das französische Kabinett über den Stand der englischen Parteien und ihre Stellung zur amerikanischen Frage genau zu unterrichten; daneben auch unauffällige Beziehungen mit den nach England herübergeschickten Agenten der amerikanischen „Insurgenten" anzuknüpfen. Unser Proteus löst'e diese Aufgaben meisterlich. Durch einen alten Bekannten von Madrid her, Lord Rochford,

wußte er ſich einen Späherpfad in das Kabinett des engliſchen Premier, Lord North, zu bahnen, während er zugleich der vertraute Tiſchgenoſſe von Wilkes, damals Lordmajor von London, war und demnach mit der Oppoſition, welche bekanntlich die Sache der Amerikaner begünſtigte, ſo zu ſagen auf Du und Du ſtand. Schon im September von 1775 ſandte er ein Mémoire an Ludwig den Sechszehnten, deſſen Darlegungen ſchließlich alſo zuſammengefaßt waren: „Die Engländer werden ihrer Gegenbemühungen ungeachtet Amerika einbüßen. Der Streit iſt hier in London noch heftiger entbrannt als drüben in Boſton. Das Ende der Kriſis wird ein Krieg mit Frankreich ſein.“ Im Fortgang ſeiner Berichte an den König und an den Grafen Vergennes kommt Beaumarchais immer wieder auf dieſen Gedanken zurück: — „Die Amerikaner werden triumphiren, aber man muß ſie in ihrem Kampfe unterſtützen; denn falls ſie unterlägen, würden ſie ſich gemeinſam mit den Engländern gegen uns kehren.“ Zunächſt empfahl er, da Frankreich noch nicht zum Kriege gerüſtet ſei, geheime Unterſtützungen der Rebellen

in Form von Handelsgeſchäften und ſeine Anſchauung drang im franzöſiſchen Kabinett allmälig durch.

Im Juni von 1776 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten eifrig dabei, das von ihm vorgeſchlagene eigenthümliche „Handelsgeſchäft", kraft deſſen die Amerikaner mit Waffen, Feldgeräthe und Munition verſehen werden ſollten, ins Werk zu ſetzen. Die franzöſiſche Regierung griff dabei im Geheimen dem kühnen Händler zunächſt mit einer Million Francs unter die Arme und auf Vergennes' Betreiben mit einer gleichgroßen Summe der ſpaniſche Hof. Sofort begann Beaumarchais ſeine Unternehmungen, indem er, mit dem nach Paris gekommenen Agenten der Amerikaner, Silas Deane, in Verbindung getreten, Schiffe ankaufte, ausrüſtete, bemannte und befrachtete, um den Rebellen drüben die nöthigen Kriegsmittel zuzuführen. Das Geſchäft, anfänglich mit ſo geſchickter Heimlichkeit betrieben, daß die argwöhniſchen Engländer Nichts merkten, nahm nach und nach große Verhältniſſe an, und nachdem die Sachen ſo weit gediehen waren, daß

Frankreich die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannte, ein Bündniß mit denselben schloß und England den Krieg erklärte, machte das Haus Beaumarchais den Seekrieg des Hauses Bourbon gegen das Haus Hannover förmlich mit. So zwar, daß das beaumarchais'sche Schiff „Le fier Rodrigue“ von 60 Kanonen namentlich in dem Seetreffen auf der Höhe der Insel Granada, wo der französische Admiral d'Estaing den englischen Admiral Byron zum Rückzuge zwang, tapfer zur Entscheidung mitwirkte.

Allein das weltgeschichtliche, zu Gunsten der Befreiung Nordamerika's unternommene und durchgeführte Handelsgeschäft hatte neben seiner glänzenden auch seine dunkle Seite. Zwar die Amerikaner waren nicht undankbar — in Worten. So hatte z. B. Silas Deane aus Paris an den leitenden Ausschuß des Kongresses der Vereinigten Kolonieen geschrieben: „Ich würde hier nie an's Ziel gekommen sein ohne die unermüdlichen, großmüthigen und geschickten Bemühungen des Herrn de Beaumarchais, welchem die Vereinigten Staaten mehr Dank schul-

dig sind als irgendeinem Menschen auf dieser Seite des Ozeans." Unglücklicher Weise hatte unser Geschäftsmann nicht nur schön klingende Worte nöthig, sondern auch und mehr noch klingendes Geld. Gerade damit aber, d. h. mit der Anerkennung und Abzahlung des nach und nach bedeutend angewachsenen Guthabens von Beaumarchais wollten oder konnten die Amerikaner nicht herausrücken und sie brachten ihn dadurch gegenüber seinen heimlichen Kompagnons, d. i. gegenüber dem französischen und spanischen Hofe, nicht selten in die peinlichste Verlegenheit. Die Yankees haben bekanntlich gegen das Schuldenzahlen von jeher eine unbesiegliche Abneigung gehabt. Im April von 1781 anerkannte der Kongreß, daß er dem Sieur de Beaumarchais noch 3,600,000 Livres schuldete. Von dieser ganzen Summe hatte er i. J. 1787 noch keinen Franc erhalten, und als er endlich einen derben Heischebrief hinüberschickte, erhielt er die überraschende Antwort, daß „die Vereinigten Staaten ihm nicht nur Nichts schuldig seien, sondern im Gegentheil er ihnen 1,800,000 Francs schulde." Auf die unabläs-

ſigen Reklamationen von Seiten Beaumarchais' hin ließ ſich der Kongreß i. J. 1793 wieder herbei, anzuerkennen, daß die Vereinigten Staaten ihrem Gläubiger in der That 2,280,000 Francs ſchuldeten; aber vom Bezahlen war auch jetzt keine Rede, obgleich Beaumarchais von der Dachkammer aus, welche er damals als Flüchtling in Hamburg bewohnte, flehentliche Vorſtellungen an den Kongreß und an das amerikaniſche Volk richtete. Umſonſt. Dieſen Prozeß hat der große Prozeßkünſtler nicht gewonnen, obzwar das Recht in wahrhaft ſchreiender Weiſe auf ſeiner Seite war. Er vermachte denſelben ſeinen Hinterlaſſenen und die Familie Beaumarchais hat dann auch den Prozeß noch volle 36 Jahre fortgeführt, bis zum Jahre 1835, wo ihr die Regierung der Vereinigten Staaten die Wahl ließ zwiſchen 800,000 Franc oder Nichts. Natürlich mußte ſie ſich entſchließen, die mit ſchnöder Rechtswidrigkeit und Undankbarkeit ihr angebotene Abfindungsſumme zu wählen. Unendlich viel anſtändiger und gerechter als die Yankees handelte Ludwig der Sechszehnte gegen Beaumarchais, indem er dieſem als Entſchä-

digung für seine in dem amerikanischen Handelsgeschäft nachgewiesener Maßen erlittenen Verluste 2,275,625 Livres bewilligte, und dies noch dazu gerade zur Zeit, als der also Entschädigte seine „Hochzeit des Figaro" auf die Bühne brachte.

Man muß bornirt sein wie ein glaubenseiniger Tiroler und servil wie ein deutscher Patent-Liberaler, um nicht einzusehen, daß lange vor dem 23. Juni und dem 14. Juli von 1789 die französische Revolution thatsächlich schon in raschem Gange war. Widerstandslos mit der Zeitströmung treibend machte der arme sechszehnte Ludwig mit seinen Maurepas, Vergennes, Turgot und Necker Revolution. Ein sehr lautredendes Zeugniß hiefür ist die vertrauliche Verbindung der Regierung mit dem Manne, welcher den Figaro geschaffen, das Parlement Maupeou todtgeblitzt, die Sache der amerikanischen Rebellen mit Wort und That höchst bedeutend gefördert und zum Ueberfluß so eben auch noch den ganzen Voltaire in 70 Bänden in 8 und in 92 in 12 herausgegeben hat.

Dieses letztere Unternehmen, vom Jahre 1779

datirend und während der Fortdauer des großen amerikaniſchen Geſchäftes gleichſam ſo nebenher betrieben, war bei den damaligen Mitteln des Bücherdrucks und Bücherhandels ein wahrhaft koloſſales, ein bis dahin beiſpielloſes. Zu den techniſchen und ökonomiſchen Schwierigkeiten kam auch noch die weitere, daß nahezu die Hälfte der Werke des großen Spötters in Frankreich verboten war, was freilich nicht hinderte, daß die verpönten Voltaireismen in den herrſchenden Klaſſen mit Wolluſt verſchlungen und wieder verſchlungen wurden. Iſt es doch eine allgemein bekannte Thatſache, daß Parlementsräthe, während ſie voltaire'ſche Bücher zur Verbrennung durch Henkershand und Buchhändler des Verkaufs dieſer Bücher halber zur Einthürmung verdonnerten, dieſelben verpönten Bücher als ihre Lieblingslektüre in ihren Taſchen hatten. Selbſtverſtändlich ließ ſich Beaumarchais nicht in die Sache ein, bevor er ſich einen Rückhalt geſichert hatte, und zwar in der Perſon des damaligen Quaſi-Premier, des alten Grafen von Maurepas, der bekanntlich ein dezidirter „Voltairien" war und dem Unternehmen ſeinen und

des Königs heimlichen Schutz zusicherte. Das steht unbestreitbar fest. Der gute Gudin, Beaumarchais' treuester Freund und begeisterter Denkwürdigkeitenschreiber, Gudin, welcher für unsern Freund das gewesen, was Spucknapf Boswell für Johnson war, mag das Faktum ein Bißchen zu sehr dramatisirt haben. Ihm zufolge erfuhr Beaumarchais, daß Katharina die Zweite vorhätte, eine Gesammtausgabe der Werke Voltaire's in Petersburg drucken zu lassen. (Es war dieses Vorhaben nur einer der bekannten, von Zeit zu Zeit mit Schall und Knall von der Czarin nach Europa hereingeworfenen liberalen Windstöße, losgelassen, um die französischen Schöngeister in dampfende Weihrauchpfannen umzudüpiren.) Beaumarchais rennt mit dieser Neuigkeit spornstreichs zum Grafen Maurepas nach Versailles. „Excellenz, welche Schmach für Frankreich, wenn ein vollständiger Voltaire zuerst bei den Barbaren von Russen erschiene!" — „Allerdings eine Schmach. Aber was thun? Sie wissen, mein Lieber, ich bin eingeklemmt zwischen den Klerus und das Parlement, welche mitsammen nur allzusehr den Nachtvögeln gleichen,

die ſich über das Licht des Tages erboſen (qui, trop semblables aux oiseaux de la nuit, s'effarouchent à l'éclat du jour). Indeſſen, die Sache ließe ſich vielleicht doch wagen; aber ich kenne in unſerem Lande nur einen Mann, welcher eines ſolchen Wagniſſes fähig wäre." — „Wer iſt der Mann, Herr Graf?" — „Sie." — „Nun ja, ich bin der Mann dazu, aber falls ich mein Geld, meine Zeit und Arbeit an die Sache wage und Klerus und Parlement kommen dann her und laſſen mir das ganze Unternehmen konfiszíren, wie dann?" — „Hm, wiſſen Sie was? Wagen Sie friſch darauf los. Ich werde unter der Hand das Unternehmen ſchützen und verſpreche Ihnen, daß auch der König — (den ich ja am Schnürchen habe, dachte der alte Voltairien in Parentheſe) — Ihnen ſeinen Schutz angedeihen laſſen ſoll."

Daraufhin ging unſer Vielgewandter tüchtig ins buchhändleriſche Zeug. Er kaufte dem Buchhändler Panckoucke die im Beſitze deſſelben befindlichen, handſchriftlich hinterlaſſenen und bislang noch ungedruckten, übrigens nicht ſehr bedeutenden

Werke Voltaire's um 160,000 Francs ab, ließ aus England für 150,000 Livres prächtige Lettern kommen, kaufte drei Papiermühlen in den Vogesen und nahm vom Markgrafen von Baden das alte Schloß zu Kehl in Miethe, um daselbst eine großartige Druckerei zu errichten. Hier wurde der Gesammt-Voltaire in 162 Bänden (Oktav- und Duodezausgabe zusammengezählt) und in einer 15,000 Exemplare starken Auflage gedruckt — die ersten Bände erschienen 1783 — und es galt nun, den weitaus größten Theil dieser Masse von Voltaireismus rheinüber und nach Frankreich hineinzuschmuggeln, was kaum möglich gewesen wäre, hätte die Regierung nicht offenkundig durch die Finger gesehen. Zwar war Voltairien Maurepas schon 1781 mit Tod abgegangen, zwar bliesen die Pfaffen die Posaunen des Fluches und rührten die verknöcherten Juristen-Oligarchen der Parlemente die Pauken der Verfolgung gegen die fluchwürdige Invasion Gesammt-Voltaire's in Frankreich; allein unser Ulysses-Buchhändler hatte sich beeilt, nach Maurepas' Tod zum nicht minder mächtigen Beschützer seines Unter-

nehmens den Herrn von Calonne zu gewinnen, namentlich dadurch, daß er dem Bruder des Miniſters, dem Abbé de Calonne, ausgeſucht feine Diners gab. Im Uebrigen iſt zu ſagen, daß die Voltaire-Spekulation, vom Standpunkt des Geldſacks angeſehen, eine verfehlte war. Die Leute bekamen es doch allmälig ſehr ſatt, 70 oder gar 92 Bände Voltaireismen zu leſen oder gar zu kaufen, und Beaumarchais hatte nie mehr als 2000 feſte Abnehmer. Seine Verluſte bei dieſem Unternehmen ſind daher enorme geweſen; allein er hatte dermalen weder Zeit noch Luſt, ſich Viel daraus zu machen.

7.

Denn wie hätte unſer Proteus, von jeher himmelweit entfernt von der Gemeinheit, das Geld als Selbſtzweck anzuſehen, ſich groß um Geldverluſte kümmern mögen zur Zeit, wo er, in eine wahre Glanzwolke von Berühmtheit eingehüllt, zur Zenithhöhe ſeines Daſeins ſich erhob? Ganz im Gegen-

theil! Um leichter emporzuſchweben, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Das will, proſaiſch zu ſprechen, ſagen, daß Beaumarchais unter den vielen anderen Mitteln, welche er in Bewegung ſetzte, um ſeine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne zu bringen, auch dieſes anwandte, von zahlreichen Lumpen von Grandſeigneurs und Petitemaitreſſes, von Literaten und Komödianten ſich anpumpen zu laſſen. In der That, es befanden ſich unter ſeinen Schuldnern Prinzen und Pairs, welche ihm Kapitalien und Zinſen zwar nicht in Geld, aber doch in allerhand „guten Dienſten“ zurückbezahlten. Ah, er war ein Staats- und Prachtmenſch von Praktiker, unſer Vielgeſtaltiger und Vielgewandter. Er wußte, was das „Eine Hand wäſcht die andere“ zu bedeuten hat in dieſer ſchmutzigen Welt, wo die großen und kleinen Erfolge errungen werden, — ſo errungen werden, daß fürwahr die Hände des Gewaſchenwerdens ſehr bedürfen.

Wohl, er hatte alſo inmitten ſeiner hundertfältigen Arbeiten als Privat- und Staatsſpekulant, als kriegführende Macht, Prozeßkünſtler, Buchdrucker,

Buchhändler und Voltaire-Schmuggler seine große Streitkomödie geschrieben: „Le mariage de Figaro.“ Ein pulsirendes, explodirendes Ding von Lustspiel; eine Revolutionsbombe, mitten in die lüderlich-lustige Gesellschaft des Ancien Régime hineingeworfen, welche sich über das allerliebste Gesprühe und Gepraſſel dieser Höllenfeuerkomik zu Tode lachte. Ein Leichtfuß von Graf, welcher seinem Diener Figaro dessen Schätzchen abspenstig machen will, aber schmählich abgeführt, von dem Diener überlistet und unendlichem Gelächter preisgegeben wird — weiter Nichts. Aber wie ist das in Handlung gesetzt! So, daß, wer sehende Augen hatte, auf dem Kopfe des triumphirenden Figaro schon die rothe Mütze erblicken, und wer hörende Ohren besaß, aus dem Hintergrunde der Bühne schon die Fallbeilschläge dumpf hervortönen hören konnte.

Gab es solche Augen und Ohren? Es scheint, und wunderlicher Weise scheinen sie in und an dem, wie man leider gestehen muß, etwas sehr schafsmäßig gebildeten Antlitz des armen sechszehnten Ludwig gesessen zu haben. Man kennt aus den Memoiren

der Madame Campan die Szene, wo sich der nicht uneinsichtige Schwächling von König in Gegenwart der Königin von besagter Madame die seit dem Ende des Jahres 1781 handschriftlich umlaufende neue Komödie vorlesen ließ. Als die Vorleserin den Höhepunkt des Stückes erreicht, d. h. den berühmten Monolog Figaro's im fünften Akt, jenes prächtige Kriegsmanifest des Volkes gegen das Junkerthum, vorgetragen hatte, fuhr Ludwig los: „Das ist abscheulich! Dieses Stück soll niemals aufgeführt werden! Man müßte die Bastille zerstören, falls die Aufführung dieser Komödie keine gefährliche Inkonsequenz sein sollte. Dieser Mensch verhöhnt ja Alles, was an einer Regierung zu respektiren ist." Worauf Marie Antoinette mit einer Betonung, welcher man anmerkte, daß sie „die Hochzeit des Figaro" nicht ungern auf den Brettern sähe: „Also das Stück kommt nicht zur Aufführung?" — „Nein, Madame, gewiß nicht! Sie können sich darauf verlassen..." Ach ja, man konnte sich auf die Festigkeit des armen Schlosserlehrlings von König verlassen. „Nie soll dieses Stück aufgeführt wer-

den!“ hatte er geſagt und, ſiehe, am 27. April 1784 wurde die Hochzeit des Figaro auf der Bühne des Theater Français mit Pomp und Pracht und unerhörtem Halloh gefeiert.

Wir können es doch nur mit ſehr gemiſchten Gefühlen mitanſehen, welche Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe Beaumarchais in Bewegung ſetzen mußte, um ſeine Komödie zur Darſtellung zu bringen, — er, der ſo eben in den Unabhängigkeitskampf Amerika's werkthätig eingegriffen hatte, ein Mithandelnder in einem Drama geweſen war, welches — nur Schwachköpfe begreifen das nicht und nur gelehrte Lakaien können es zu leugnen verſuchen — eine unermeßliche Wohlthat für die Menſchheit. Wenn man aber den Eindruck empfängt, daß unſer Mann aus dem hiſtoriſch-heroiſchen Fache, in welchem er ſo eben mit Glück aufgetreten war, in das der Intrike herabgeſunken, ſo kann man doch wieder nicht umhin, der Gewandtheit, Energie und Beharrlichkeit, womit er den Prozeß Beaumarchais contra Ludwig den Sechszehnten führte, Bewunderung zu zollen. Es gelang ihm, wie Jedermann

weiß, die Frage: Aufführung oder Nichtaufführung der Hochzeit des Figaro? zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer französischen Staatsfrage zu machen. Es bildete sich zu Gunsten der Darstellung des Stückes eine Verschwörung, an welcher Minister und Hofdamen, Prälaten und Parlementsräthe, Generale und Admirale, kurz, Alle sich betheiligten, welche irgendwie zur „Gesellschaft“ gezählt wurden. Und nicht etwa nur die Leichtfertigen und Zuchtlosen agitirten für den Figaro, nein, auch so anerkannt ehrsame und tugendhafte Personen, wie die Prinzessin von Lamballe, verlangten mit brennender Neugier, die Komödie in Szene gehen zu sehen. Es ist, entgegen den Angaben der Madame Campan, jetzt erwiesen, daß auch die Königin für die Aufführung Partei nahm, und ebenso, daß der Graf von Artois und andere Prinzen, daß die Herren Fronsac, Polignac, Vaudreuil und eine ganze Wolke von Ducs und Ducheſſen, Marquis und Marquiſen, Comtes und Comteſſen es kaum erwarten konnten, „von der Bühne herab durch Figaro der Verachtung der Maſſen ſignaliſirt zu werden.“

Und so geschah es. Denn wie hätte ein armer Strohmann von sechszehntem Ludwig dem Figarosturm auf die Länge widerstehen können? Nachdem er sich erst die Erlaubniß, daß die „Hochzeit" vor der Crême der höfischen Gesellschaft im Landhause des Grafen von Vaudreuil zu Gennevilliers gespielt werden dürfe, hatte entreißen lassen, war kein Aufhalten mehr. An dem schon bezeichneten Apriltage von 1784 erschien das „abscheuliche", das „niemals zu spielende" Stück auf den Brettern des Theater Français, dessen Eingangsthüren von der vornehmen Menge schon am Morgen belagert und förmlich erstürmt wurden, so daß in dem Gedränge drei Personen den Erstickungstod fanden. Der Beifall, welcher die Aufführung von Szene zu Szene begleitete, steigerte sich bis zur Raserei. Der Erfolg war ein beispielloser. Achtundsechzig Darstellungen folgten einander auf dem Fuße. Binnen acht Monaten, vom 27. April 1784 bis zum 10. Januar 1785 brachte das Stück der „Comédie-Française" nicht weniger als 346,167 Livres ein, wovon 41,499 dem Verfasser zufielen, ohne daß unter dieser Summe die

Einnahme der 50. Aufführung begriffen gewesen wäre, deren Ertrag nach Beaumarchais' Wunsch und Bestimmung den Armen von Paris zugetheilt wurde. Der Schöpfer des Figaro war überhaupt ein Mann, an dessen weiches Herz die Armen und Verlassenen nie vergeblich appellirten. Es ist sogar erwiesen, daß er an in Noth gerathenen Feinden, Verleumdern und Beschimpfern eine Mildthätigkeit übte, von welcher die Bonzen und Zeloten, welche fortwährend vom Christenthum belfern, puhsten und zetern, bekanntlich wenig wissen.

Selbstverständlich war der Schöpfer des Figaro nach seinem jüngsten beispiellosen Triumph nicht minder Gegenstand der Anfeindung als der Bewunderung. Es regnete Angriffe auf ihn, alle literarischen Lumpenhunde kläfften ihn neidisch an. Einen der Kläffer, einen gewissen Suard, dessen gemeine, anonym gegen Beaumarchais geschleuderte Bosheiten insgeheim durch den Grafen von Provence ermuthigt, ja sogar, wie man sagte, redigirt wurden, fertigte unser Mann mit den Worten ab: „Meinen Sie, ich würde, nachdem ich Löwen und Tiger besiegt

habe, um meine Komödie auf die Bühne zu bringen, mich herablaſſen, eine Wanze zu züchtigen?“ Aber —

„Ach, der ſchrecklichſte der Schrecken
Iſt der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Geſtank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze...“

Wanze und Kompagnie wußten es nämlich dahin zu bringen, dem guten ſechszehnten Ludwig einzubilden, unter den „Löwen und Tigern“ Beaumarchais' ſeien eigentlich er, der König, und ſeine Frau Marie Antoinette verſtanden. Ludwig, deſſen Sanftmuth mitunter ſtarken Anwandlungen von Jähzorn weichen mußte, ließ ſich durch dieſe abſurde Einflüſterung ſo zur Wuth ſtacheln, daß er auf der Stelle, am Spieltiſche ſitzend, auf der Rückſeite einer Karte eine Lettre de Cachet ausfertigte, kraft welcher Beaumarchais am Abend des 8. März 1785 verhaftet und in das ſchimpfliche Gefängniß von Saint-Lazare, dem Verwahrungsorte jugendlicher Wüſtlinge, Verſchwender und Schuldenmacher, ge-

bracht wurde. Die Entrüstung über diesen Akt brutaler Gewalt, welcher an die schlimmsten Zeiten despotischer Willkürübung erinnerte, war allgemein. Der König kam auch rasch zur Erkenntniß des begangenen Mißgriffs und ordnete schon nach fünf Tagen die Freilassung des Gefangenen an. Noch mehr, gütig und gerecht von Natur, wie er war, wollte er dem mißhandelten Manne eine Genugthuung zartester Art geben und so erhielt Beaumarchais eine Einladung in den engsten Hofcirkel nach Trianon, um daselbst einer Aufführung seines „Barbier von Sevilla" auf dem Liebhabertheater der Königin anzuwohnen. Marie Antoinette selber spielte hiebei die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Grafen Almaviva... Also leckte und lohte das revolutionäre Feuer schon i. J. 1785 in die innersten Gemächer des Königthums hinein und die unseligen Menschen da drinnen spielten mit dem scheinbar harmlos-ergötzlichen, in Wahrheit aber erbarmungslos-verzehrenden Element. Daß zur Wirksamkeit dieses Feuers in den Massen von allen französischen Autoren seines Jahrhunderts

Beaumarchais durch seine zwei großen Streitkomödien das Meiste beigetragen hat, ist Wissenden wohlbekannt.

8.

Nun aber ist die Arbeit unseres Vielgestaltigen und Vielgewandten gethan und seine Mission zu Ende. Denn die Losung lautete jetzt: Plänkler zurück und die Triarier vor! Wenn die Mirabeau, die Danton, die Robespierre auf die Bühne treten, bleibt für die Beaumarchaise kein Raum mehr darauf. Also sehen wir denn unsern Mann von der Sonnenhöhe seines Ruhms, seines Glückes und seiner Volksbeliebtheit rasch bergabwärts gehen, und das Gestirn, welches in so wechselnden Brillantfarben gespielt hat, erbleicht mehr und mehr, um zuletzt unbeachtet zu verlöschen. Zwar fuhr Beaumarchais fort, mit möglichster Rüstigkeit zu spekuliren, zu prozessiren und zu dramatisiren; allein sein

fernerweites Dichten und Trachten bringt doch nur noch matte Nachſpiele oder auch unerquickliche Nachwehen ſeiner früheren Anſtrengungen und Erfolge zuwege. Wie kläglich nimmt ſich der Prozeß Beaumarchais contra Kornmann-Bergaſſe neben dem Prozeß Beaumarchais contra Goëzman aus, wie waſchlappig der Operntext „Tarare“ (1787) und das Rührſtück „La mère coupable“ (1792) neben dem Barbier und der Hochzeit! „Alles hat ſeine Zeit!“ ſpricht der Koheleth und der ſkeptiſche Weiſe hätte hinzufügen können: Wehe dem Autor, wehe dem öffentlichen Charakter überhaupt, welcher nicht fühlt, wann ſeine Zeit um iſt! Aller Anfang iſt ſchwer, ja wohl; aber das rechtzeitige Aufhören iſt eine noch ſchwierigere Kunſt....

Beaumarchais hatte i. J. 1787 von der Stadt Paris die ganze Bodenſtrecke käuflich erworben, welche die linke Seite des Boulevard ausmacht, der den Baſtilleplatz mit dem Boulevard du Temple verbindet und jetzt den Namen des großen Prozeßkünſtlers und Komöden trägt. Hier, gerade der Baſtille gegenüber und wie derſelben zum Trotz, erbaute er ſich ein Prachthaus,

deſſen Bau und Einrichtung ihm nicht weniger als 1,663,000 Francs koſteten. Aus den Fenſtern dieſes i. J. 1789 noch nicht ganz vollendeten Narrenſchloſſes („folie“), wie Napoleon ſpäter das koſtſpielig-bizarre Ding ganz richtig bezeichnete, ſah der Schöpfer Figaro's am 14. Juli den auf die alte Zwingburg ausgeführten Sturm mit an. Wer aber im Falle war, den Baſtilleſturm aus den Fenſtern ſeines Hauſes mitanzuſehen, welches mehr als anderthalb Millionen gekoſtet hatte, der konnte unmöglich dem Schickſal entgehen, für einen „Ariſtokraten“ zu gelten, und da ariſtokratiſch und verdächtig bald Wörter von gleicher Bedeutung waren, ſo wurde unſer Sieur Caron de Beaumarchais binnen Kurzem ein Gegenſtand, auf welchen ein zum Sankt Jakobus und zur Sainte-Guillotine betender Patriotismus mit Argwohn zu blicken ſich veranlaßt ſah. Ein bedenklicher Umſtand ohne Frage, wenn man erwägt, daß die mit der rouſſeau-robespierre'ſchen Republik ſchwangergehende Dame Revolution dem abſonderlichen Gelüſte nachgibt, nicht allein ihre Kinder, ſondern auch ihre Väter zu verſchlingen

Glücklich Voltaire und Diderot, daß sie i. J. 1793 nicht mehr lebten; denn sie wären dem „Rasoir national“ schwerlich entgangen. Daß Beaumarchais demselben entging, kann für ein halbes oder ganzes Wunder gelten.

Er wollte nicht emigriren, obzwar es gar nicht nach seinem Geschmacke, daß die Witze Figaro's in blutigen Ernst übersetzt wurden. Er konnte auch nicht stillsitzen in seinem prächtigen Hause am Bastilleplatz; er mußte spekuliren und prozessiren, das war sein Lebenselement. Gewiß kam auch noch eine patriotische Regung dazu, um ihn anzueifern, zu Anfang des Jahres 1792 der Regierung seine guten Dienste anzubieten. Zunächst zu dem Zwecke, dem Mangel des Staats an Waffen abzuhelfen. Er übernahm es, 60,000 Gewehre zu liefern, die er aus Holland kommen lassen wollte. Inzwischen kam der 10. August und fegte König, Thron und Regierung weg. Am folgenden Tage stürmte eine Pöbelschar das Prachthaus unseres Spekulanten, welchem es zuvor noch gelungen war, seine dritte Frau und sein einziges Kind Eugenie nach Havre zu retten. Die

wüthende Menge durchwühlte das Innere der „Folie“ von Unten bis Oben, „sans cependant soustraire une épingle“, weil man ihr weisgemacht hatte, der Aristokrat Beaumarchais habe sein Haus zu einem heimlichen, mit Waffen vollgestopften Arsenal für Monsieur und Madame Veto gemacht. Obgleich der Augenschein die lächerliche Grundlosigkeit dieser Anschuldigung zeigte, verfügte der Sicherheitsausschuß der Commune dennoch die Verhaftung von Beaumarchais, welcher bekanntlich am 23. August in die „Abtei“ gebracht wurde, wenige Tage später eine Hauptszene der Septemberblutorgie. Zum Glück für unsern Gefangenen fiel dem Prokurator der Commune, Manuel, ein, daß er früher verschiedene Händel mit Beaumarchais gehabt und daß sich der berühmte Komöde höchst geistreich über ihn lustig gemacht habe. Wie wär' es, wenn ich eine „edle Rache“ an meinem Gegner nähme? denkt Manuel und thut so, indem er am 30. August nach der Abtei eilt und Beaumarchais befreit.

Unerschüttert durch die Gefahr, daß die Säbel der Septembermörder so zu sagen haarscharf über

seinen Kopf hingestrichen, nimmt unser Mann sein 60,000 Gewehre-Geschäft wieder auf, in welches er 745,000 Francs gesteckt hat und eilt, den Gang desselben zu beschleunigen, mit einem Regierungspaß versehen nach dem Haag. Hier lies't er am 1. Dezember in der Zeitung, daß er in Paris der Verschwörung gegen die Republik, der heimlichen Korrespondenz mit Ludwig dem Sechszehnten und der Verschleuderung öffentlicher Gelder angeklagt sei. Unter diesen Umständen nach Paris zurückkehren, heißt seinen Kopf in einen Tigerrachen stecken; aber unser furchtloser Ulysses wagt es. Im März von 1793 finden wir ihn wieder in der französischen Hauptstadt, wo jetzt „La Terreur" dunkelroth zu wirthschaften angefangen hat. Er läßt ein Mémoire drucken, in welchem er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht nur energisch zurückweis't, sondern auch seine Verleumder mit äußerster Kühnheit angreift. „Ich bin — mit diesen Worten begleitete er das Exemplar seiner Denkschrift, welches er dem Nationalgardekommandanten Santerre übersendet — ich bin gekommen, meinen Kopf dem

Schwerte der Justiz zu überliefern, so ich nicht den Beweis beibringe, daß ich ein großer Bürger."

Der kühne Mann — es gleicht, wie schon gesagt, einem halben oder ganzen Wunder! — wurde nicht guillotinirt; aber der Wohlfahrtsausschuß gab ihm auf, die unglückseligen 60,000 Gewehre endlich zu beschaffen, welche derweil die Engländer in Holland mit Beschlag belegt hatten. Um die Waffen loszueisen, geht Beaumarchais, weiland Geheimagent des inzwischen hingerichteten Königs, als „Kommissär der Republik" unter dem Namen Pierre Charron abermalen nach Holland. Seine Bemühungen führen ihn im Zickzack von Amsterdam nach Basel, von Basel nach Hamburg, von Hamburg nach London. Aber während er allen seinen Witz aufbietet, um den so zu sagen unmöglichen Auftrag des Wohlfahrtsausschusses zur Vollziehung zu bringen, setzt daheim in Paris der Sicherheitsausschuß den geheimen Agenten des Wohlfahrtsausschusses auf die Liste der Emigranten, d. h. der Proskription, und belegt sein unbewegliches und bewegliches Eigenthum mit Beschlag. Noch mehr — und dies kennzeichnet traurig-deutlich das

anarchiſche Durcheinander dieſer Baſtard-Republik — die von Havre nach Paris zurückgekehrten Angehörigen unſeres Vielgewandten, deſſen Vermögen durch das ſchließlich gänzlich mißlungene Gewehrgeſchäft einen tödtlichen Schlag empfing, die Frau, die Tochter und die Schweſter von Beaumarchais wurden auf Anordnung des Sicherheitsausſchuſſes eingekerkert und hätten ſicherlich „la fatale charrette“ beſtiegen, falls nicht wenige Tage nach ihrer Verhaftung der 9. Thermidor dem Blutregiment, welchem er keineswegs ein Ende machte, eine andere Richtung und demzufolge den drei Citoyennes Caron die Freiheit gegeben hätte.

Derweil ſaß der geächtete Flüchtling Beaumarchais zu Hamburg in einer kahlen, kalten Dachkammer und mußte erfahren, wie es thut, wenn die garſtige Megäre, die Sorge um das tägliche Brot, einem dreiundſechzigjährigen Exilirten in die grauen Haare greift. Erſt nach Einſetzung der Direktorialregierung konnten ſeine Angehörigen die Streichung des Verbannten von der Emigrantenliſte erlangen und ſo kehrte er im Juli 1796 nach Frankreich zurück,

verheiratete seine Tochter mit einem braven jungen Mann, welcher später einer der angesehensten Bourgeois von Paris geworden ist, und dann ging er mit Jünglingsfeuer daran, die Regierung prozeßkünstlerisch zu zwingen, ihm wenigstens seine Baarauslagen im mehrerwähnten Waffenhandel zurückzuerstatten. Im Januar von 1798 gelangte er zwar nicht zu seinem Gelde, doch aber zu der förmlichen Anerkenntniß, daß ihm die Republik 997,875 Francs schulde.

Dies war der letzte Erfolg, welcher — freilich weit mehr Schein als Wirklichkeit, denn die Republik schuldete zwar, bezahlte aber nicht — dem alten Kampfhahn im bunten Prozeßgang seines ruhelosen Daseins zu Theil geworden. Das letzte Lebensjahr des Greises — er selbst zeichnet sich in einem aus dieser Zeit stammenden Vers als „un bon vieillard grand, gris, gros, gras“ — verlief friedlich und ein freundliches Wort, welches ihm der jugendliche Sieger Bonaparte brieflich aus Italien sagte, mag einen Freudenschimmer darauf geworfen haben. Hiebei ist erwähnenswerth, daß Bonaparte, welcher

ja bekanntlich auf ſeinen italiſchen und ägyptiſchen Siegesflügen den Oſſian und den Werther las, in Beaumarchais nicht den ſtreitkomödiſchen Schöpfer des Figaro, ſondern den Rührdramatiker ſchätzte: — („Je saiserai avec plaisir toutes les circonstances qui se présenteront de faire la connaissance de l'auteur de la Mère coupable"). Figaro's Hochzeit hat Napoleon, wie Jedermann weiß, auf Sankt Helena als die „révolution déjà en action" beurtheilt und verurtheilt. Der große Deſpot vermochte auch nach ſeinem Sturze den Gedanken einer Oppoſition noch nicht zu ertragen.

Beaumarchais ſeinerſeits hat die bittere Enttäuſchung unzähliger Zeitgenoſſen, daß Bonaparte's ſo hoffnungsſchön aufgegangenes Geſtirn zum Irrſtern wurde, welcher kaiſerwahnwitzig die Welt durchraſete, nicht mehr miterlebt. Nachdem er noch mit Geiſt und Feuer ein Mémoire über den ſchnöden Geſandtenmord bei Raſtadt niedergeſchrieben, iſt er in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 tödtlich vom Schlage betroffen worden. Friede und Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Raſtloſen, welchen

der Tod ſo plötzlich zur Ruhe gebracht hatte, — er, der große Beruhiger, welcher, ſo die altgewordenen Kinder ſich müde gearbeitet mit Hacke und Hammer, mit Feile und Feder, mit Fibel und Bibel, und ſich müde geſpielt haben mit den Rechenpfennigen der Leidenſchaften oder mit den Seifenblaſen des Ruhms, mehr oder weniger freundlich zu ihnen ſagt: — Geht ſchlafen, ihr Verbrauchten und Unnützen, damit für Friſchlinge Raum werde auf der ewigen Ringbahn des Lebens!